

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde  
**Herausgeber:** Bernisches historisches Museum  
**Band:** 2 (1940)

**Artikel:** Die Johanniter in Palästina und Thunstetten  
**Autor:** Kümmerli, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-238244>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DIE JOHANNITER IN PALÄSTINA UND THUNSTETTEN

Von Pfarrer A. Kümmerli, Thunstetten.

Bevor es Johanniter gab, war die Situation in Palästina um 1050 nach einer frühen Quelle die folgende: In die hl. Stadt gelangte man nur durch feindliches Heidenland. So erreichte kaum ein Pilger die Nähe der hl. Stadt anders als entblößt, geplündert, ausgeraubt. Wer von den Pilgern sich nach ausgestandener Mißhandlung noch bis ans Jerusalemertor schleppen konnte, hatte hier zu warten, ausgeraubt und als Bettler. Hungernd saßen sie vor dem Tor, tags in der Sonnenglut, nachts schlotternd, und warteten, warteten bis man ihnen gnädig einen Golddukat als Eintrittsgeld abnahm und sie durchs Tor schlüpfen ließ. Sie besuchten dann zuallernächst die hl. Stätten, aber Geld hatten sie kaum mehr, um einen Tag das Leben zu fristen — wenn sie nicht von einem bestimmten Kloster aus in brüderlicher Liebe unterstützt wurden. Denn die andern Bewohner Jerusalems waren alle Sarazenen und Heiden. An Christen gab es sonst nur den Patriarchen, die Geistlichkeit und die syrischen Brüder. Und diese litten tagtäglich unter solchem Ungemach, Druck und Raub, daß sie in äußerster Armut, in ständiger Todesangst, kaum zu atmen wagten. Eine Besserung war nicht zu erwarten, eher noch größere Bedrückung, größere Pflichten gegenüber der Pilgerschaft. Niemals hätten die Unterkunftsräume dieser Klöster genügt, die ständigen Pilgerströme aufzunehmen. Aber lieber schränkten sich die Mönche aufs äußerste ein, anstatt daß sie müßig zugesehen hätten, wie die Pilgerscharen obdachlos umherirrten, auf dem Straßenpflaster schliefen und manchmal nicht mehr erwachten, weil die Einheimischen sie im Schlafe erschlugen oder erstachen.

Das Kloster, das so hilfreich als möglich sich erwies in diesen schweren Umständen, war das Monastero Della Latina, das Kloster zur lateinischen Kirche. Die Mönche dieses Klosters bauten auf ihrem Grunde ein mächtiges Herbergshaus zur Aufnahme Kranker und Gesunder. Und während sich die Mönche nur das Allernötigste gönnten, waren sie Tag für Tag darauf bedacht, die armen Pilger zu hegen und zu pflegen. Sie bauten in ihr Herbergshaus eine Kapelle ein, einen Gebetsraum, und widmeten ihn und weihten ihn samt dem ganzen Herbergshaus dem — hl. Täufer Johan-

nes. Denn man wußte, daß an derselben Stätte Sacharia, der Vater des berühmten Heiligen, oft betete.

Nun hatten weder die vorhandenen Klöster, noch das neuerstellte Herbergshaus Einnahmen oder Grundbesitz. Da griffen die Kaufleute von Amalfi ein. Sie trieben Seehandel bis nach Syrien und Jerusalem und kannten die Situation der Christen im hl. Lande. So gut jeder konnte, steuerten diese Kaufleute in ihrer unteritalienischen Handelsstadt und auf dem Meer und in Syrien Beträge zu einer Johannessteuer zusammen. Diese Johannessteuer wurde alljährlich dem Abt des Monastero Della Latina in Jerusalem überbracht: für die Brüder und für die Nonnen, und was übrig bleibe, für die armen Pilger, denen im Herbergshaus Obdach gewährt werde. Und so unterhielten viele Jahre hindurch die Amalfitaner beide Klöster und das Herbergshaus, bis es Gott gefiel, die hl. Stadt zu befreien aus den Händen der Ungläubigen. Zu dieser Zeit fand sich ein frommer und geschätzter Mann — er hieß Gerhard —, der war Verwalter des Herbergshauses. Und im Nonnenkloster fand sich eine fromme und heilige Matrone — sie hieß Agnes —, eine römische Patrizierin, die Äbtissin. So wurde begründet und auferbaut das Herbergshaus zum hl. Johannes von Jerusalem.

Soweit Bosio in seiner «Istoria della sacra religione et ill<sup>ma</sup> militia di San Giovanni Gerosolimitano». Das Buch erschien bereits 1594 in Rom. Ein anderer Darsteller, dieser aus dem 18. Jahrhundert, Vertot, in seiner «Histoire des Chevaliers Hospitaliers de Saint-Jean de Jérusalem», siebenbändig, beginnt seine Johannitergeschichte mit den Worten: Ich unternehme es, die Geschichte zu schreiben eines gastfreundlichen Ordens, der zum Kriegerorden wurde und souverän, nur vom Papst abhängig; ein Orden, welcher entstand aus der Barmherzigkeit; ein Orden, der die hl. Stätten um jeden Preis verteidigen wollte und deshalb die Waffen ergriff gegen die Ungläubigen, ein Orden, der es verstand, die friedlichen Tugenden der Religion mit dem Schlachtenmut zu verbinden. Auch er erzählt von den Amalfitanern: in mitten des 11. Jahrhunderts unternahmen es italienische Kaufleute, welche arabische und sarazenische Grausamkeit am eigenen Leibe erprobt hatten, den europäischen Pilgern ein Asyl zu erbauen, wo der Pilger nichts sollte zu fürchten haben — selbst in Jerusalem — vom falschen Eifer der Mohammedaner, noch auch von der kühlen Zurückhaltung der griechischen Religionskonkurrenz. Diese frommen italienischen Kaufleute stammten aus Amalfi, einer Stadt des Königreichs Neapel.

Über ihre Anpassung an die orientalische Diplomatie vernehmen wir ausdrücklich: sie verschafften sich Eingang am Hofe des Kalifen Mustafar-Billah, sie verteilten am Hofe und an die Minister mächtige Geschenke und sie erlangten derart für die lateinischen Christen die Erlaubnis, ein Herbergshaus in Jerusalem aufzustellen, und zwar zunächst beim heiligen Grabe.

Man baute zwei Herbergshäuser für die Pilger beiderlei Geschlechts, gesunde und kranke. Schon aus christlichen Gründen machte man mit kranken Pilgern keine Ausnahme, sonst aber war die Hausordnung die eines Hotels,

nicht die einer Anstalt. Den Insassen stand es jederzeit frei, das Haus zu verlassen.

Weltliche Personen kamen aus Europa, eifrig und voll Erbarmen, eine neue Aufgabe vor sich sehend. Als sie mit derselben bekannt gemacht waren, verzichteten sie auf Rückkehr in ihr Vaterland. Sie widmeten sich in dem hl. Hause dem Dienste an Armen und Pilgern. — Und die Kaufleute von Amalfi, mit den in Italien gesammelten Almosen, bauten stetsfort an der finanziellen Unterlage und sorgten dafür, daß Pilger und Kranke nicht zu darben brauchten.

Dieses Monastero Della Latina, Benediktiner Ordens, ist die Wiege des Johanniterordens, der in denselben Gebäuden dieselbe Aufgabe übernahm, beraubten Pilgern über die schwerste Zeit hinwegzuhelfen. Aber der Tätigkeitsbereich war nicht obligatorisch begrenzt: jede Art von Notlage fand bei diesen gastfreundlichen Menschen verstehende Liebe und Erbarmen.

1065 erster Untergang der Herbergsinstitution im Turkmenensturm, bei dem die Besatzung des ägyptischen Kalifen niedergemetzelt wurde. Die Turkmenen plünderten auch die Johannsherberge. Aber gerade die grausamen Turkmenen werden Anlaß zum Ausbau des johannitischen Liebeswerkes. Aber diese Ungläubigen, gierig, und voll Haß gegen alles, was den Christennamen trug, erhöhten die Tribute. So kam mancher Pilger in die Lage, sein Geld restlos auszugeben und dann Hunger zu leiden. Viele verschmachteten so vor den Toren Jerusalems, bevor sie auch nur das hl. Grab gesehen hatten. Diejenigen aber, welche der Pilgerfalle Jerusalems entschlüpften, erzählten, nach Europa zurückgekehrt, die anschaulichsten Leidensgeschichten. Und immer wieder wandte sich die Klage von den persönlichen Leiden ab und wies hin auf den schwersten Punkt: die heiligen Stätten in Heidenhand!

Gerade jetzt tritt der rechte Mann in die Geschichte ein. Peter von Amiens, der Einsiedler genannt, aber mit den christlichen Kreisen des Orients im besten Einvernehmen, nimmt die Sache des christlichen Westens gegen das Mohammedanertum in die Hand. Er wendet sich zuerst an den griechischen Patriarchen Simeon. Der weist ihn hin auf den offenkundigen Zerfall des byzantinischen Kaiserhauses. Der Patriarch zog daraus den Schluß, daß, wer das heilige Land befreien wolle, nicht auf die Hilfe der Griechen zählen dürfe, daß vielmehr nur eine Fürstenkoalition aus dem Gebiete der lateinischen Christenheit ein so schweres Unternehmen werde durchführen können.

Peter von Amiens und Papst Urban II. predigen den Kreuzzug: Dieu le veut. Erst ein erfolgreicher Kreuzzug kann das heilige Grab den Turkmenen entreißen, kann Institutionen wie die der Herbergsbrüder zu St. Johann in Jerusalem wieder aufleben lassen.

Vertot erzählt lebendig und angenehm die Geschichte der Kreuzzüge, ohne je sein (Johanniter-)Thema ganz aus dem Auge zu lassen. Er zeigt am Beispiel der Templer, wie die Mode des geistlichen Rittertums um sich greift, ja den bleibenden Kern des Palästinaerkes bildet, während die

Kreuzfahrer rein periodische und episodische Leistungen vollbringen. Vertot wägt die Werte der Johanniter und der Templer gegeneinander ab: aus falschem Geschmack fürs Feine, wie er in der europäischen Oberschicht vorherrscht, zog man oft die Templer, den reinen Kriegerorden, der Doppelaufgabe vor, welche sich die Johanniter gesetzt hatten. Die mühsamen Dienste, die Knechtesverrichtungen der Herbergsbrüder störte mehr als man ihre soldatischen Eigenschaften schätzte. Fürsten und Herren, die in den Templerorden traten, brachten ungeheure Reichtümer mit. Die Heldentaten des Templerordens stachelten zu mächtigen Vergabungen auf, und der Templerorden, ein Kind der Johannitersache, wuchs der eigenen Mutter über den Kopf und verdunkelte eine Zeitlang ihren Glanz. Der Engländer Brompton hat 1652 diese Situation folgendermaßen umschrieben

ut	daß
filia ditata	die reich gewordene Tochter
matrem suffocare	die Mutter zu ersticken
et supergredi	und über sie weg zu steigen
videretur	schien.

Das ist nicht die Ansicht aller Schriftsteller, sondern einfach ein Faktum in spezifisch johannitischer Beleuchtung. Vertot gleitet darüber hinweg und kommt zur Hauptsache: Beide Ordensgesellschaften waren zusammen die festeste Stütze Jerusalems. Balduin und die Könige, die nach ihm kamen, unternahmen nichts von Bedeutung ohne den starken Arm der geistlichen Ritter, deren Großmeister wirkliche Teilhaber am Regierungsgeschäft waren.

Von weltlicher Seite haben die Johanniter also Würdigung und Anerkennung. Auch von päpstlicher Seite her kommt, wie es scheint, nicht ganz ohne Zutun der Johanniter selber, eine Bulle (1131) mit dem pontificalen Segen von Innozenz II., 107 Jahre später wiederholt in fast wörtlicher Anlehnung von Gregor IX.

Die Herbergsbrüder scheuen keinen Tag lang davor zurück, ihr Leben zu riskieren, um das Leben ihrer Brüder und Mitmenschen zu schirmen. Sie sind der festeste Halt der Christenkirche im Orient. Deshalb — findet der Papst — verdienen sie Hilfe, finanzielle Unterstützung und moralische Billigung der ganzen Christenheit und wachsames Wohlwollen seitens der Bischöfe. Der Papst nimmt sie direkt unter seinen Schutz und den St. Peters.

Der Orden St. Johannis genoß in Europa wie in Palästina besondere Privilegien. Kein Bischof hatte einem Johanniter etwas zu befehlen. Aber sie schützen und für sie predigen und die Sammelbüchse herumreichen, dafür waren die machtgewohnten Bischöfe gut genug. Es ist kein Wunder, daß aus dieser gespannten Situation eine rückläufige Bewegung entstand. Aber der päpstliche Schutz und die besondern Privilegien, welche den Johanniterorden auszeichneten, erzeugten bei den Bischöfen Palästinas nur Neid und Rempelen. Es ging doch nicht, daß man den Bischöfen die geistliche Gerichtshoheit und in Palästina die Gerichtshoheit überhaupt über ein so wich-

tiges Bevölkerungselement wegnahm. Die Bischöfe wollten nicht verstehen, daß die Päpste selbst die einzigen Bischöfe des Ordens sein wollten. Das war bequem, auf so große Distanz regiert zu werden.

Die ersten Nährväter des Johannitertums waren die amalfitanischen Kaufleute und die Benediktiner des Monastero della Latina. Die Anerkennung, die sich der Orden errang, führte demselben noch eine zweite, sehr wichtige Alimentationsquelle zu: Testate an den Orden. Aus dem Jahre 1132 schon wird gemeldet: Es wurden kaum mehr Testamente gemacht, in denen nicht ein Artikel stand zugunsten des einen oder andern Ritterordens. Mehrere Fürsten erklärten, sie wollten nicht anders begraben sein als im Johanniter-Mantel oder in der Templer-Toga. Einzelne regierende Fürsten traten aktiv dem Orden bei und ließen ihre Regierungsgeschäfte Regierungsgeschäfte sein. Andere Fürsten sollen gleich ihren ganzen Staat den Templern oder den Johannitern testiert haben. Dieser Zug, den Vertot aus Raymond Dupuy entnimmt, wird anderwärts nicht bestätigt.

Immer wieder wird der Todesmut der Herbergsritter hervorgehoben. Zu 1153: Die Herbergsritter lebten in einem solchen Eifer, ja Wetteifer für die Sache, sie stürzten sich in die Gefahr, gar nicht daran denkend, ihr Leben zu wahren, gern es opfernd, wenn sie nur — einen einzigen Sarazenen vertilgen konnten. In mildern Zeiten galten sie aber wiederum als humane Krieger, die darauf ausgingen, Sarazenen zu — bekehren.

1153 oder 1154 wurde Askalon eingenommen, wobei der Großmeister sich am meisten auszeichnete. Neue Schirmbullen folgten. Nach der Bulle von Innozenz II. kamen gleiche Erlasse von Cölestin II., Lucius II., Eugenius II. und 1238 von Gregor IX. Auch Anastasius IV. erklärt durch eine Bulle: Wir nehmen die Herberge und das Haus zum hl. Johannes unter St. Peters Schutz. Wir gestatten den Herbergsrittern, Kirchen zu bauen und Friedhöfe anzulegen auf allen Ländereien und in allen Herrschaften, die ihnen gehören, und dort ihre Brüder zu begraben in kirchlicher Feierlichkeit, unbekümmert um irgendein Interdikt irgendeines Bischofes. Er wendet sich direkt an die Johanniter: Da ihr, meine Brüder, euer Gut so würdig verwendet zur Nahrung der Armen und zur Fristung des Lebens der Pilger, so verbieten wir allen Gläubigen, mögen sie in der Hierarchie noch so hoch stehen, von euren Ländereien den Zehnten zu erheben oder über euch irgendeine Kirchenstrafe auszusprechen. Auch wenn ein Interdikt auf allen Ländern lasten sollte, so dürftet ihr ruhig eure Gottesdienste weiter feiern in euren Kirchen. Nur müßt ihr die Türen zutun und die Glocken dürft ihr nicht läuten. Ihr dürft Priester und Kleriker in euer Jerusalemer Haus aufnehmen. Und Laienbrüder sollt ihr einreihen dürfen nach Belieben, damit sie für euch den Dienst an den Armen besorgen.

Diese Stelle ist deshalb bemerkenswert, weil sie in die Organisation einen Einblick gewährt: Der Doppelberuf Herbergsvater-Kreuzritter scheint nicht allen (adligen) Johannitern behagt zu haben. Sie lassen sich je mehr je lieber durch Laienbrüder vertreten im Herbergfach, dem «mühsamen

und demütigenden Dienste» und stellen sich lieber den blutdürstigen Sarazenen entgegen, als daß sie die Wunden der von Räubern überfallenen Pilger auswaschen.

Die absolute Selbständigkeit wird vom Papst in den deutlichsten Ausdrücken gewährt und gewährleistet. Auch die Großmeisterwahl darf erfolgen, ohne auf äußere Einflüsse kirchlicher und politischer Art Rücksicht nehmen zu müssen: «So es Gott gefällt, einen Großmeister zu sich zu rufen, befehlen wir: eure Brüder sollen den Nachfolger in voller und ganzer Freiheit erwählen, ohne daß man sie durch Gewalt einschüchtert oder durch Verblüffung ablenken darf.»

Hier ist der Augenblick, einen Einblick zu gewinnen in die Aufnahmezeremonie (Rezeption) der Johanniterrekruten. Aus dem 12. Jahrhundert ist uns ein Aufnahmemodus wörtlich erhalten. Wir geben die deutsche Übersetzung im Tonfall des lateinischen Originals, auf dessen prächtigen Text wir aus Zeitersparnisgründen verzichten müssen.

Wenn einer Johanniterordens werden will, muß er kommen am Sonntag vor die Kapitelversammlung und das Gesuch stellen beim Prior oder bei einem andern, der das Kapitel präsidiert, um die Zugehörigkeit zum Hause. Dann muß der Meister oder der Kapitelspräsident die Brüder fragen, ob jener aufgenommen werden soll. Und wenn der größere Teil übereinstimmt, recipiatur soll er aufgenommen werden. Und wenn er dann aufgenommen wird, soll jener, der ihn als Bruder aufnimmt, zu ihm sagen: Bone amice, guter Freund, ihr sucht Anschluß an das Haus. Et causam habetis? Habt ihr auch einen Grund dazu? Denn viele Adlige bitten sehr und freuen sich sehr, wenn sie eins von ihren Kindern oder einen von ihren Freunden in diesem Orden unterbringen können, und wenn ihr bei dem Willen beharrt, zu gehören zu so wohl anstehender und so ehrenwerter Gesellschaft und zu so heiligem Orden, wie dem Johanniterorden, causam habetis, so habt ihr Grund dazu. Jedoch wenn ihr euch vorstellt wohlbekleidet und in glänzender Kavaliersausrüstung und daß ihr das Leben in vollen Zügen genießen werdet, so seid ihr im Irrtum. Denn wenn ihr werdet schlafen wollen, werdet ihr wach sein müssen, und wenn ihr aufbleiben wollt, werdet ihr zu Bett gehen müssen, und wenn ihr essen wollt, müßt ihr fasten, und wenn ihr fasten möchtet, heißt es: essen!! Ihr werdet auch geschickt werden da- und dorthin ad platum auf einen Platz quae non placebit vobis, der euch nicht gefallen wird, und gerade dorthin werdet ihr gehen müssen. Ihr werdet überhaupt müssen euren ganzen Willen relinquere aufgeben und manch anderes Harte dulden. Vultis vos? Wollt ihr derart alles verrichten und über euch ergehen lassen? Und dann muß der Kandidat sprechen: Ita si Deo placet. Jawohl, so Gott es will. Sodann noch muß man ihm sagen: Mehreres müssen wir von euch wissen: Ob ihr je gelobt oder verspracht, in einen andern Orden einzutreten. Und auch das wollen wir von euch wissen, ob ihr habt eine Frau, die euch verlobt ist oder ob ihr versprochen habt irgendeiner Frau, sie zu heiraten. Denn ihr müßt wissen, daß wenn ihr eine Frau hättet, und morgen

oder an einem andern Tage käme sie, um euch zu suchen, so müßtet ihr das Ordenskleid ausziehen und zu eurer Frau zurückkehren. Dergestalt wollen wir von euch wissen, ob ihr belastet seid mit irgendwelchen Schulden, durch die der Orden beschwert werden könnte. Denn wenn eines Tages irgend Leute kämen, die von euch vieles zu fordern hätten und beweisen könnten, daß ihr ihnen irgend etwas schuldet, nähme man euch das Ordenskleid weg und würde euch ebenfalls diesen Leuten ausliefern. Similiter quoque. Ebenso wollen wir von euch wissen, ob ihr seid servus der Leibeigene domini alicuius irgendeines Herrn. Auf jedes dieser Dinge muß er antworten: quod Non! Nein. Hiernach aber muß gebracht werden Missale das Meßbuch und darauf muß jener die Hände legen und man muß zu ihm sagen: vos promittitis, ihr versprecht und gelobt vor Gott und unserer lieben Frau und meinem Herrn dem hl. Täufer Johannes sub obedientia in Gehorsam gegen jedwelchen Vorgesetzten, den Gott euch geben wird, vivere et mori, zu leben und zu sterben. Ihr gelobt außerdem und versprecht, caste vivere, keusch zu leben, usque ad mortem, bis zum Tod. Und auch zu leben ohne eigenen Besitz, sine proprio. Auch wir tun ein Versprechen, das keine andern Ordensleute geben. Wir versprechen nämlich, getreue Knechte zu sein, Dominorum Infirmorum, unserer Herren der Leibesschwachen. Und auf jedes der angeführten Dinge muß er antworten: Ita, si Deo placeat, ja, so es Gott gefällt. Nachher aber muß der ihn Aufnehmende zu ihm sagen: Und wir versprechen euch: panem et aquam, Brot und Wasser und bescheidene Kleider. Denn ihr könnt nichts anderes verlangen; und wir machen euch zu Teilhabern und die Seelen eurer Eltern an allem Guten, was verrichtet wurde in unserm Orden von seiner Gründung an und dem, was geschieht und was geschehen wird darin, woran Dominus noster unser Herr euch wolle schenken solchen Anteil, wie wir ihn zu erhalten hoffen. Hierauf aber der Kandidat soll das Buch annehmen und es tragen in die Klosterkirche und es auf den Altar legen. Dann soll er das Buch sich wieder geben lassen und es zurücktragen vor den, der ihn als Bruder aufnehmen soll. Und der soll das Buch von ihm zurücknehmen und ihm den Mantel geben dare mantellum. Und so zu ihm sprechen: Ecce signum crucis Hier ist das Kreuzeszeichen quod portabitis, das ihr tragen werdet auf diesem Mantel zum Andenken dessen, der zu unserer Rettung am Kreuzesstamme den Tod litt, damit Gott um des Kreuzes willen und um des Gehorsams willen, den ihr auf euch genommen habt vos protegat, euch schütze und verteidige nunc et semper nun und immer gegen Teufelsmacht Amen.

*noch nicht*

Noch ein anderes Schriftstück aus der Frühzeit von 1130 belehrt uns aufs eingehendste über Johanniterpflichten und Johanniterorganisation. Es ist die Regula Militum Hospitalis sancti Joannis Hierosolymitani. Verfasser ist Raymond de Puy. Ich kann sie hier nicht in extenso wiederholen. Sie ist aber abgedruckt im Codex Regularum und soll wieder abgedruckt werden in der Thunstetter Heimatkunde, die vielleicht im nächsten Jahr erscheint. Ihr entnehmen wir: 1. Daß sich die Johanniter nennen: Diener der Armen Jesu

Christi. 2. Daß sie die drei Mönchsgelübde auf sich nehmen: castitatem et obedientiam et sine proprio vivere, Armut, Keuschheit und Gehorsam. 3. Eine hohe Auffassung bekundet sich in Artikel 2 3 :

Domini Nostri Pauperes  
quorum servos nos esse fatemur  
nudi et sordidi incedunt  
et non convenit servo  
ut sit superbus  
et Dominus ejus humilis

Unsere Herren die Armen  
deren Diener wir zu sein behaupten  
kommen nackt und schmutzig daher  
und es geziemt dem Diener nicht  
daß er hoffärtig ist  
und sein Herr demütig.

Darum soll das Johanniterkleid schlicht sein (werktags schwarzer Mantel mit weißem Kreuz, nur an hohen Festtagen roter Mantel mit großem, weißem Kreuz).

4. Die Kleriker am Altar sollen in weißen Kleidern das Amt ausüben. 5. Tag und Nacht soll in der Kirche ein Licht brennen. 6. Den Kranken besucht man in weißem Kleid mit angezündeter Kerze und dem Schwamm mit geweihtem Wasser. 7. Wenn die Brüder reisen, per Civitates et Castella durch Städte und Burgen, so sollen sie nicht allein gehen, sondern zwei oder drei. 8. Die Frauen sollen ihnen weder die Köpfe noch die Füße waschen. Gott, der in den Himmeln wohnt, möge sie auf diese Weise behüten. 9. Sodann sollen sie keine Tücher, die unserer Religion nicht entsprechen, noch waldmäßige Felle pelles sylvestres tragen, sondern die verbieten wir. 10. Am Freitag und Sonntag kein Fleisch essen außer denen, die krank sind oder hinfällig. 11. Wenn einer publicitus öffentlich sich der Fleischessünde ergeben hat, so soll er am Sonntag nach der Messe, wenn das Volk aus der Kirche gegangen ist, vor aller Augen nackt ausgezogen werden und von seinem Komtur oder den andern Brüdern, denen es der Komtur befiehlt, mit Lederriemen oder Ruten aufs härteste gepeitscht und geprügelt und ganz aus unserer Gesellschaft ausgestoßen werden. 12. Er kann aber, wenn er Reue bezeugt, wieder aufgenommen werden. 13. Streit unter Brüdern wird mit einer Fastenwoche bestraft. 14. Wenn einer fortgelaufen ist, soll er 40 Tage auf dem Erdboden essen. 15. Kein Bruder darf Diener des Hauses schlagen. 16. Stirbt ein Bruder, so soll während 30 Tagen Messe für seine Seele gelesen werden. 17. Wenn einer mit Leibschaden kommt, so soll er aufgenommen werden, soll seine Sünden andächtig dem Hauptpriester beichten und dann in ein Bett getragen werden, wo er, bevor die Brüder zum Morgenessen gehen, charitative reficiatur barmherzig mit Speis und Trank versehen werden soll. 18. An allen Sonntagen soll Epistel und Evangelium in demselben Hause gesungen werden und mit Weihwasser gesprengt werden. 19. Keiner soll seinen Bruder anklagen, wenn er es nicht beweisen kann. Wenn er es aber doch tut, ist er selber kein rechter Bruder.

In Jerusalem wirkte sich das Konkurrenzverhältnis zwischen Weltgeistlichen und Johannitern oft unerfreulich aus. Es kam zu Schimpfworten und zu Tätlichkeiten. Johanniterpfeile verletzten die Priester des Patriarchen. Diese Weltpriester vergalteten nicht Gleiches mit Gleichem. Sie sammelten die

Pfeile und hängten sie ans Portal der Golgathakirche und dabei erklärte Wilhelm, der Erzbischof von Tyrus, seelenruhig, der Großmeister sei verehrt als ein ganz rechtschaffener Mann (siehe Shakespeare, Julius Cäsar: denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann, das sind sie alle, alle, ehrenwert). Der Patriarch, 100jährig, reist noch mit dem Erzbischof von Tyrus nach Rom, um Papst Hadrian IV. gegen die Johanniter umzustimmen. Diese aber haben auch ihre Leute nach Rom abgeordnet und mit schönen Geschenken Papst und Gefolge in die richtige Stimmung versetzt. Wenn auch die Johanniter trotz Interdikt weiter getauft und gepredigt und begraben haben, wenn sie auch des predigenden Patriarchen Stimme neben dem Hl. Grab mit immerwährendem Glockengeläute übertönt haben, hatten sie doch in Rom die Lacher auf ihrer Seite. Die palästinische Weltgeistlichkeit wird auf inoffiziellem Wege auf einen für sie ungünstigen Ausgang vorbereitet, und da ihre Reisebörse offenbar rascher abgenommen hat als die johannitische, so reisen sie zuletzt unverrichteter Dinge ab, aber wie der Patriarch sagte, *chargés de confusion*. Von allen Kardinälen hatten nur zwei ein Herz für die Schmerzen des Klerus gehabt. Jedermann in Rom wußte, daß die johannitischen Privilegien mit schwerem Gelde erkaufte waren. Aber das war nicht ein Grund gegen sie, es erwarb ihnen vielmehr die allgemeine Sympathie der Römer.

Trotzdem Vertot schmunzelnd die hohe Besteckerkunst der Johanniter zugibt, behauptet er ein paar Seiten weiter hinten ganz ruhig, die Herbergsritter hätten äußerst dürftig gelebt und alles Geld ausschließlich für die Ernährung der Armen und für die Kriegführung ausgegeben.

Ein anderes Bild aus dem Gesamtleben der Johanniter in Palästina (1160): Die Brüder kämpfen um die Stadt Paneas. Der Großmeister hat zu Hause bleiben müssen, weil er schon über 80 Lenze zählt. In ernsten Betrachtungen und ständigen Frömmigkeitsübungen bereitet er sich auf die Todesstunde vor, die ihm so schrecklich scheint wie irgendeinem Heiden. Und doch ist er der erste der militärisch gerichteten Großmeister. Groß in Frömmigkeit und Tapferkeit, weniger groß in der Würde. Sein Ruf in der Christenheit hat ihm sogar die Seligsprechung vor dem Tode eingetragen.

Sein zweiter und sein dritter Nachfolger haben sich mit der ägyptischen Frage zu befassen, und namentlich dieser letzte, Gilbert d'Assalit, fand, es sei nun genug geschehen an ägyptischen Einfällen in Palästina. Man könne ebensogut einmal den Spieß umkehren und einen energischen Einfall in Ägypten tun. Über diesen Großmeister, der eifriger war als Amaury, der König von Jerusalem, sich die ägyptischen Einfälle durch einen kräftigen Rückstoß nach Ägypten selber vom Halse zu halten, lesen wir eine Charakteristik, die ihn sowohl rühmt wie verurteilt: «Es war ein Mann von ausgesprochener Tapferkeit, unternehmend, geradezu kühn, aber etwas maßlosen Geistes und geneigt, sich in nicht ganz übersichtliche Unternehmungen einzulassen.» Er selbst wäre offenbar Feuer und Flamme gewesen für ein noch so unsicheres Unternehmen in Ägypten. Aber der Großmeister scheint sich im rechten Moment doch noch einmal zu besinnen. Er erklärt dem

König Amaulry, daß er persönlich mehr als bereit wäre, loszuziehen und loszuschlagen, aber daß es noch einen Johanniter-Rat gebe, der konservativer denke. Und er zweifle, daß er in diesem Johanniter-Rat Gefolgsleute finde für ein ägyptisches Abenteuer. Im Johanniter-Rat halte man daran fest, daß man die heilige Stätte zu verteidigen habe und die Pilger zu schützen und überhaupt die Christen im Orient. Darüber hinaus werde kaum der Johanniter-Rat gehen wollen.

Der Abschnitt, in welchem der Großmeister sich mehr mit sich selber auseinandersetzt als mit dem Ägyptenplan des Königs, ist interessant durch zwei Schlüsse, die aus diesem erzählenden Texte gezogen werden müssen: 1. Der Orden steht unter demokratischer Verfassung. Das Recht, Krieg und Frieden zu erklären, steht nicht beim Großmeister, sondern beim Conseil, und letzten Endes beim Kapitel, dessen Stimmung hier sehr ernsthaft in Betracht gezogen wird.

2. Die Mentalität der Ordensleute ist nicht draufgängerisch, sondern klug, und man hält sich konsequent an die Ordensverfassung.

Auch Gilbert d'Assalit ist im Verlauf der weitem Verhandlungen kein Draufgänger mehr, er wünscht vielmehr Garantien für die Wiederhereinbringung der vom Orden bei einer ägyptischen Expedition vorzuschießenden Kapitalien. Das Königreich Jerusalem will Krieg und hat kein Geld. Der Orden hat Idealismus und Geld. Aber der idealistische Johanniter-Orden lehnt das über viele hundert Kilometer weit geplante Unternehmen, das rein kriegerischer Natur wäre, und das die Johanniter vorläufig allein zu berappen hätten, nicht ab — sonst hieße es ja, den Johannitern fehle es an der nötigen Courage. Von Johanniterseite wird nur die Bedingung gestellt, daß bei glücklichem Ausgehen des ägyptischen Unternehmens ihnen als konkreter Ersatz der vorgeschossenen Leistung an Gold und Mut und Leibeskraft die Stadt Belbéis, die früher Pelusium hieß, nach dem Siege dem Orden allein gehören solle. Die Johanniter haben damit nicht zuviel verlangt, aber gleichzeitig an einem gesunden Prinzip festgehalten: wir müssen einen festen Stützpunkt haben, damit, wenn einmal die Sarazenen uns aus dem Land herauswerfen wollen, wir in einer erst noch zu befestigenden Stellung uns an der palästinischen Erde festkrallen können.

Es handelt sich hier um eine Episode, in welcher das Besprochene nicht zur Tatsache geworden ist, aber wo wir aus den Äußerungen der Verhandlungen unzweideutige Schlüsse zu ziehen haben:

1. Das Königreich Jerusalem fühlt sich nicht mehr auf sicherem Boden und ist außerdem finanziell stark beengt.

2. Der Johanniter-Orden geht scheinbar auf die tapfern Vorschläge des selbst nicht kampfesfähigen Königs von Jerusalem ein, um eine Rechtsgrundlage zu gewinnen, durch welche der Orden eine Stadt oder doch wenigstens eine Wüstensiedlung als unbestrittenen Besitz erhalte, wenn es gelänge, Ägyptens Vorstöße für eine Zeitlang abzuhalten. Für den Orden war es wünschenswerter, mitten im Sand draußen den Boden für eine erst noch zu be-

festigende Stellung zu gewinnen, als in Jerusalem mit Sarazenen, Turkmenen, Arabern und Juden um jedes Wegrecht durch die Gassen zu kämpfen. Den Platz in Jerusalem wollte man behaupten, solange man konnte. Aber, wenn er einmal verloren war, wollte man nicht allein auf eine Küstenstadt wie Akka oder Jaffa angewiesen sein, sondern seinen eigenen Horst auf Palästina-boden besitzen, um im schlimmsten Falle wenigstens den Abschied vom hl. Lande soweit als möglich hinauszuschieben. Gilbert d'Assalit erklärte ausdrücklich: «Von diesem Platze aus können wir später, wenn wir so lange warten können und noch auf dem Festlande seßhaft sind, die heiligen Stätten zurückgewinnen und die Barbaren daraus vertreiben, wie sie es uns jetzt tun wollen.»

Dieser Großmeister hat weit in die Zukunft des Ordens hineingeschaut. Er hat erkannt, daß die Lebensfähigkeit des Ordens seinen ursprünglichen Zweck (Pilger zu schirmen und zu schermen) um einige Zeit überdauern könnte. Er hat nicht mehr gesehen, was die nächsten Jahrhunderte zutage brachten: der Orden hat seinen ursprünglichen Zweck um mehr als fünf Jahrhunderte überlebt. Der Plan, sich ein Wüstenstädtchen, heiße es nun Belbéis oder anders, als letzte Zuflucht zu sichern, war der Ausdruck einer gesunden Tendenz — die sich aber nicht durchsetzen konnte. Aber der Gedanke, als Orden weiterzuexistieren, wo und wie es nur irgendwie ginge im Mittelmeergebiet, und die Lebens- und Glaubenskraft der spätern Ordensvertreter haben die Organisation am Leben erhalten und ihr eine in Europa und Vorderasien stark beachtete Existenz gesichert — bis Napoleon kam.

Der Plan Gilberts d'Assalit ist darauf angelegt, den alten Zweck so lange wie möglich zu retten, aber, wenn das nicht mehr geht, dennoch weiterzuexistieren, in neuer Form und mit neuem Zweck. Gilbert d'Assalit galt seinen Ordensleuten als *génie peu mesuré*. Aber er hat weiter geschaut als der damalige Johanniter-Rat, der Conseil, der einfach ehrlich bemüht war, die Gefahr zu beseitigen, daß der Orden seinem Zwecke entsprechend und doch unfreiwillig fremden Zielen dienend, in die ägyptische Gefahr hineinlaufe.

Man besann sich auf die Tradition. Die ältesten Johanniter äußerten sich in dieser und in spätern episodischen Fragen immer wieder dahin, daß es sich um eine genaue Einhaltung des johannitischen Ehrenpunktes handle, um das scharfe Festhalten an der Ordensregel, daß der Kerngedanke des Ordens religiöser und nicht kriegerischer Natur sei, daß die Kirche ihnen keine Waffen in die Hand gegeben habe, um als Eroberer aufzutreten, sondern damit sie Verteidiger seien des hl. Landes. Auch dürfe man, wenn man sich zu den anständigen der kriegführenden Mächte zähle, einen Vertrag nicht verletzen, den man eben erst unterzeichnet habe. Der Johanniter-Rat beschloß zwar, das ägyptische Abenteuer zu unternehmen — weil man ja von den Banken in Florenz und Genua Geld bekomme, soviel man wolle. — Aber das Abenteuer verlief im Sande, wenn auch — schon im 12. Jahrhundert — regelrecht Mietstruppen angeworben wurden. Daraus ist zu entnehmen,

daß in der Johannitersache und im Pilgerschutz in Palästina nicht immer nur Johanniterblut geflossen ist und nicht immer nur Johannitergeld die laufenden Bedürfnisse, auch solche abenteuerlich kriegerischer Art, bestritten hat. Es wird erzählt, daß Gilbert d'Assalit durch maßlose Freigebigkeit zahlreiche Kriegsfreiwillige geworben hat, welche nur darauf rechneten, aus dem ägyptischen Unternehmen einen reinen Beutezug zu machen.

Der Zug verlief im Sande, für den König in Jerusalem wie für den Großmeister, der ob den nach dem Feldzug entstandenen Diskussionen zwischen dem «Königreich» und dem Orden sogar freiwillig seinen Posten aufgab und auf der Rückreise in seine englische Heimat mit seinem Schiffe unterging.

Der Nachfolger des ägyptischen Kalifen, der den König von Jerusalem mit 100 000 Goldstücken zur Umkehr bewogen hatte, war eine Persönlichkeit, welche wir sonst nur, wenn es nicht johannitische Quellen gäbe, in dichterisch-theatralischer Drapierung kennen würden. Es handelt sich nämlich um jenen Saladin, den wir aus Lessings Nathan dem Weisen kennen. Der Saladin des Dichters ist bühnenwirksame, sympathische Figur. Der Saladin des Chronisten ist ein wenig anders, wirkt aber lebenswahrer: Salaheddin Josef ben Ajoub ben Schadi war ein Abenteurer, von Abkunft ein Kurde, welcher mit seinem Onkel Syracon in den Dienst Noureddin Zenghis trat, des Fürsten von Aleppo und Damaskus. Saladins Aufstieg wäre langsamer verlaufen, wenn er weniger gewaltsam gewesen wäre. Am raschesten aufwärts ging es, als der Kalif Adhab starb und Saladin sich seiner Schätze bemächtigen konnte, mit denen er regelrecht das ägyptische Reich erkaufte. Er verschenkte nämlich die Schätze an die einzelnen Angehörigen des ägyptischen Heeres. Er gab dabei alles her. Niemals, sagt Vertot, hat ein Heerführer soviel Geld verschenkt, um sich in die Zuneigung seiner Soldaten einzukaufen. Er war streng beim Strafen, aber großzügig beim Belohnen, milde, menschenfreundlich, gerecht zu seinen Untergebenen. Aber er war auch ein grausamer Feind der Johanniter und Templer. Er bemächtigte sich eines großen Teils des Orients, nahm Aleppo, Damaskus, setzte sich fest in Syrien, Arabien, Persien, Mesopotamien, und nur Palästina fehlte mitten drin. Darum erlebten die Johanniter und erlebte Palästina tagtägliche Einfälle. Niemand wußte wo wehren. Johanniter und Templer waren nicht aus dem Sattel zu kriegen und nicht müde, die an den unerwartetsten Stellen erfolgenden Einfälle abzuwehren. Wer in Palästina die christliche Sache tatkräftig vertrat, zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Derselbe König Amaulry von Jerusalem, der so sehr für das ägyptische Abenteuer geworben und so pompös es begleitet hatte, suchte jetzt das Weite. Während Saladin die Grenzen unsicher machte, schiffte er sich ein nach Konstantinopel und überließ die Verwaltung seiner Staaten den beiden Großmeistern von St. Johann und vom Tempelorden. Der Johanniter-Großmeister hieß Joubert. Er und sein Kollege vom Tempelorden — beide hatten genug zu tun, um die von allen Seiten drohenden Angriffe saladinischer Truppen abzuwehren. Die Unruhe wurde noch vermehrt durch einen abgefallenen Templer, der Armenierfürst gewor-

den war und Palästina zum Ziel seiner Eroberungswünsche gemacht hatte und, als ehemaliger Templer, die Christen und die Ritterorden gehässiger bekämpfte als irgendein Heide. Dieser ehemalige Templer war der beste Bundesgenosse Saladins. Kein Templer und kein Johanniter gelangte in die Hände seiner Truppen, ohne erdolcht oder der Wut der Heiden ausgeliefert zu werden.

Die Chronisten der Zeit erzählen viel, entwerfen die anschaulichsten und farbigsten Bilder, unterlassen es aber häufig, ihre hochinteressanten Erzählungen zu Ende zu führen. Bei manchem Geschehnis fehlt in ihrer Darstellung der entscheidende Ausgang. Aber der Faden kriegerischer Ereignisse reißt in dieser Saladinszeit nicht mehr ab. So beteiligten sich die Johanniter an der Belagerung des Schlosses Harem bei Aleppo. Der zeitgenössische Chronist Wilhelm von Tyrus meldet, daß auch der magister domus hospitalis mit einer reichen Auswahl aus seinen Johannitern bis in die tripolitanische Gegend vorgestoßen sei (*ad partes contendit Tripolitanas*). Auch hier entspricht der Ausgang, den der Chronist berichtet, nicht den Erwartungen des Lesers. Die Angelegenheit, welche zu einer Expedition über viele Hunderte von Kilometern Wüstensand geführt hat, wurde kurzerhand erledigt durch — Bestechung.

In einer andern Affäre heißt es: nur die Herbergsritter und die Templer blieben standhaft. Joubert, der Großmeister der Herbergsritter, von Stichen durchbohrt, hatte noch Kraft genug, den Jordan zu durchschwimmen und sich ins Schloß Beaufort zu retten (1177). Gleichzeitig geriet der Templer-großmeister in Gefangenschaft. Bei den Zeitgenossen oder später scheinen die beiden Großmeisterschicksale verwechselt worden zu sein. Bei Roger de Hovedem steht zu lesen:

Der Johannitergroßmeister	summus Magister Hospitalis
wurde gefangen	captus fuit
und in Saladins Land verschleppt	et in terram Saladini ductus
wo er Hungers starb.	fame periit.

Die Bestrebungen um einen festen Sitz im Lande draußen gehen weiter. 1178 schenkt Renaud de Margat den Hospitalitern ein festes Schloß an der Grenze Judäas. Die Ritter bauten die Festung aus und setzten Besatzung hinein und machten daraus ein mächtiges Bollwerk der Christenheit im Osten.

Daß Großmeister Joubert sich schwimmend über den Jordan ins Schloß Beaufort rettete, ist doch wohl geschichtlich. Denn Saladin ließ ihn dort belagern. Die Belagerung war lang und mörderisch. Mehrere Attacken wurden tapfer abgeschlagen. Die Mehrzahl der Besatzung ließ sich auf den Breschen niedermetzeln, und doch wollte der Großmeister nichts von Übergabe hören. Die Heiden vermehrten noch ihre Anstrengungen und drangen wirklich in Beaufort ein, nahmen den Großmeister gefangen sowie den Kommandanten der Besatzung, den Rest der Besatzung selber aber hieben die Sarazenen in Stücke. Der Großmeister aber verhungerte in seinem Verließ. Sein Nachfolger wurde Roger Desmoulins. Unter ihm wird die Rivalität zwischen

Templern und Johannitern akut und führt zu Tötlichkeiten und zur Appellation an den Papst.

In Konstantinopel wurde die Mehrzahl der dortigen Johanniter in einem Tumult massakriert. Die Johanniter hatten dort ebenfalls ein berühmtes Hospiz, zwischen Hagia Sophia und Irenenkirche. Ihre Bevorzugung durch den Kaiser Manuel Komnenos erregte den Widerwillen der ansässigen Bevölkerung, welche dem griechischen Katholizismus anhing. Die Häuser der lateinischen Christenheit waren nicht mehr sicher vor Mord und Brand, geschürt von griechischen Priestern und Mönchen.

Der König von Jerusalem, Baudouin, ist ein armer Aussätziger, blind, mit zerfressenen Füßen und Händen. Sultan Saladin hat es leicht, seine Macht zu vergrößern. Die beiden Kriegsorden und der Patriarch von Jerusalem müssen ohnmächtig zusehen, wie das Prestige der Christen verlorengeht. Sie raffen sich auf zu einer diplomatischen Mission. Der Patriarch und die beiden Großmeister reisen nach Jaffa und gelangen von da glücklich nach Brindisi und suchen in Verona sowohl den Papst Lucius III. wie den Kaiser Friedrich I. auf, welche in Verona konferieren. Sie erzählen den beiden von der Übermacht des Sultans und vom Niedergang des Königreichs Jerusalem, und bitten um tatkräftige Hilfe. Der Kaiser versprach Truppen, schickte sie aber nie ab. Der Papst verlieh bloß Bußablässe und Empfehlungsbriefe, die ihn wenig Mühe kosteten. Unmittelbar nach diesem Mißerfolg in Verona erkrankte und starb der Templergrößenmeister, und der Johannitergrößenmeister und der Patriarch reisten zum König von Frankreich, dem jungen Philipp, in der Hoffnung, bei ihm mit ihren Empfehlungsbriefen etwas auszurichten. Sie wiesen auf die Gefahr hin, daß das heilige Land in allernächster Zeit unter die Heidenherrschaft zurückfalle. Sie baten den jungen König, einen Kreuzzug auszurüsten und anzuführen und boten ihm die Schlüssel der Stadt Jerusalem, des Davids-Turmes und der Grabeskirche an. Der junge König nahm die Schlüssel nicht an und versprach auch keinen Kreuzzug, aber er gab den beiden Würdenträgern aus dem hl. Lande den Bruderkuß und empfing sie ehrenvoll in *osculo pacis honorifice recepit*. Aber der Kronrat erlaube ihm nicht, Frankreich in den unruhigen Zeitläuften zu verlassen; aber er ist bereit, alle Kreuzfahrer auf seine Kosten auszurüsten.

Dann wenden sich die beiden Missionsträger nach England. Dort rechnet der Patriarch auf die Ausnutzung alter Beziehungen. Auch hier begegnen sie entschiedener Ablehnung und hören nur bedauernde Entschuldigungen. Der König ist alt und hat drei unbotmäßige Söhne, die er nicht allein zurücklassen kann. Auch das Parlament ist gegen einen Kreuzzug mit dem König an der Spitze. Der Patriarch sieht das alles für Ausreden an und begegnet dem König mit unsäglicher Grobheit:

mach mit mir, was du mit Thomas  
von Canterbury gemacht hast  
denn ich will ebensogern in Eng-  
land getötet werden

*fac de me quod de Thoma fecisti;*  
*adeo libenter volo a te occidi in*  
*Anglia,*

wie von den Sarazenen in Syrien  
denn du bist schlechter als jeder  
Sarazene.

sicut a Sarracenis in Syria,  
quia tu omni Sarraceno peior es.

Der König bleibt höflich, der Johannitergroßmeister schämt sich seines maßlosen Mitgesandten, und der König läßt sie auf seinem Schiff nach der Normandie zurückführen, mit 3000 Mark Reisegeld.

Ein paar hundert Franzosen und Engländer haben sich das Kreuz aufgeheftet. Da ihnen aber ein Führer mit königlicher Autorität fehlt, so kommt es doch zu keinem Kreuzzug.

In Jerusalem aber ist man wütend über des Patriarchen Benehmen an Heinrichs Königshof.

1187 belagert Saladin die Feste Akka. Der kranke König Balduin hatte die Verteidigung den beiden Großmeistern übertragen. Die Christen drangen, in der rechten Hand das Schwert, und Feuerbrände in der Linken, ins Sarazenenlager ein, rissen die Zelte nieder, köpften alle Schlafenden und setzten alles in Brand. Schrecken und Bestürzung der Sarazenen dauerte aber nur bis zum Morgengrauen. Da erschien Saladin, und der nächtliche Überfall ging über in regelrechte Feldschlacht — die überaus blutig gewesen sein muß. Es wurden keine Gefangenen gemacht, die Wut war auf beiden Seiten gleich stark. Ein angesehener Mitkämpfer, der Graf von Tripolis, tötete ein feindliches Pferd, das im Niederstürzen den Großmeister Desmoulin mit sich riß und fast erdrückte. Während er wehrlos dalag, durchbohrten ihn die Heiden mit tausend Säbelstichen und hörten nicht auf, auch den Leichnam noch zu durchbohren, aus Wut über die gefallen Genossen und aus Furcht, der mächtige Gegner könnte wieder aufstehn. Die Johanniter suchten auf dem Schlachtfeld den Leichnam ihres Großmeisters. Endlich fand man ihn unter einem Leichenhaufen geköpfter Turkmenen und Sarazenen, welche über seinem Leichnam dem Rachegott geopfert worden waren. In Akka wurde er begraben.

Der Krieg geht weiter, und wieder lesen wir vom Tode eines Großmeisters, der symbolisch ist für die soldatische Auffassung, welche einzelne Großmeister bis in den Tod begleitete. Dieser hat selber mitten im Kampfe gestanden. Er rettete sich aus dem Gedränge, von Säbelstichen durchbohrt. Mit dem Schwerte in der Hand, erzwang er sich den Durchgang durch feindliche Schwadronen und erreichte Askalon, wo er folgenden Tags an seinen Wunden starb.

Von Saladins Grausamkeit wird berichtet, daß er aus Johannitern nur dann Gefangene machen ließ, wenn er sie für einen besonders grausamen Tod aufsparen wollte.

Die im Felde das Schwert nicht  
vernichtete  
ließ getrennt von andern Gefangenen  
Saladin  
vor seinen Augen

quos in campo non voraverat  
gladius  
ab alliis segregate captivis  
Saladinus  
coram se

enthaupten.

Alle

Templer und Johanniter

die man findet

werden auf der Stelle enthauptet.

decollari praecipit.

Quotquot

Templarii et Hospitalarii

inveniuntur

protinus decollantur.

Auch Zivilpersonen sollen sich für Templer ausgegeben haben, um ja des Märtyrertodes teilhaftig zu werden.

Der Großmeister war tot, und sehr ungern übernahm sein Nachfolger Ermengard Daps die höchste Johanniterwürde, die jetzt, wie in den ersten Märtyrerezeiten die Bischofswürde, nicht viel mehr als Pein und Tod bedeutete. Der Orden war dezimiert, und Saladin stellte jeden Kreuzritter, der in seine Hände fiel, vor die Entscheidung: Bekehrung oder Tod. Später hat er den Sinn geändert und den Johannitern erlaubt, noch ein Jahr zu bleiben und ihre Kranken gesund zu pflegen. Doch erst der Tod Saladins — 1193 — ließ die Christen aufatmen.

Es wäre geradezu schade, alle von den Chronisten erzählten Wechselfälle im palästinischen Religionskrieg des 12. Jahrhunderts der Reihe nach zu wiederholen. Die Grundzüge sind das Wichtige, die tragenden und treibenden Eigenschaften der Johanniter sind das Vermächtnis, das diese Gottesstreiter der Nachwelt hinterlassen haben, nicht die Wechselfälle des Kriegsglücks. Wir fahren fort, die Chronistenerzählungen in ihrem Reichtum auszuwerten, aber nicht suchend nach Zufallsdetails, sondern nach all jenen Zügen, welche Mentalität und Schicksal der St. Johannsjünger charakterisieren.

Die älteste Johanniterregel war von edlem Geist getragen, würdig, ernst, streng, aber nirgends kleinlich. Aus ihr spricht Adelsstolz, aber auch moderner Freisinn, demokratische und patriarchalische Prinzipien reichen sich die Hand. Einzig die Templerregel ist in noch freierem Sinn geschrieben und erhebt sich in noch höhere Gedankensphären. Aber in aktiver, praktischer Hilfsbereitschaft sind die Johanniter andern Orden voraus.

Im Aufnahme-ritual der Johanniter, das wir zu Anfang wiedergaben, haben wir das Ideal, das der Orden sich gesetzt hat. Über die Wirklichkeit informieren uns die blutrünstigen Berichte der Chronisten der Kreuzfahrerzeit. Und nirgends wird die Tapferkeit der Hospitalarii in Zweifel gezogen. Über die Einfachheit ihrer Lebensweise werden wir eigentlich nirgends als in der Klosterregel belehrt. Johanniterregel und Wirklichkeit müssen immer wieder kollidiert haben. Um nur ein Beispiel zu nennen, geben wir den Konflikt wieder, den in Jerusalem der Großmeister Alphons von Portugal gegen seine Untergebenen durchfocht. Aus der Johanniterregel leitet er das Recht ab, die Ritter zur alten, einfachen Lebensweise zurückzuführen. Er warf ihnen Luxus vor, ja Weichlichkeit. Er will das Essen, die Kleider, die Uniform reglementiert wissen. Im Konvent begegnet man ihm mit Murren. Herausfordernd fragt er sie, ob sie denn verzärtelter seien als ihre Vorgänger. Man hielt ihm entgegen, eine Zeit sei nicht wie die andere. Seit man Jerusalem verloren habe, sitze man nicht mehr als Herbergsvater im Kloster. Man

sei Tag für Tag im Sattel oder im Schanzengraben. Bei solcher Lebensweise könne man nicht von Mönchskost leben und brauche auch mehr und andere Kleider als ein Herbergsvater und Krankenpfleger. Großmeister Alphons von Portugal geht auf diese verständigen Einwendungen gar nicht ein: «Ich will, daß man mir gehorcht, und zwar ohne Widerrede.» Bei diesen Worten brach der Konvent in Klagen aus, und ein alter Ritter ließ dem Großmeister gegenüber deutlich durchblicken, daß man im Kapitel nicht gewohnt sei, als Untertanen angedredet zu werden.

Der Streit wuchs aus zur Anarchie und führte zur Demission des Großmeisters. Und zum Nachfolger wählte man Geoffroy le Rat, einen würdigen Greis, sanft, umgänglich, nicht gerade unternehmungslustig. Besonders diese letzte Eigenschaft war es, die ihm die meisten Stimmen eingetragen hat.

So wird alles beim Alten geblieben sein. Das aber, was der gestrenge Portugiese «Luxus und Weichlichkeit» gescholten hatte, dürfte die gerechte Forderung des Ordensmilitärs nach — genügender Nahrung, genügendem Wärmeschutz gegen die kalten Palästinanächte und nach genügendem Schlaf gewesen sein.

Die Johanniter hatten als offene Feinde die Sarazenen und Turkmene, als versteckte Feinde aber — Christen in allen Lagern. Stets gab es Leute, die über die Lebensweise im Johanniterhause besser unterrichtet zu sein schienen als die Ordensleute selbst.

Da haben einmal die Jerusalemer Johanniter die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt, als Andreas, der König von Ungarn, bei ihnen zu Gaste war. Sie veranlaßten den König, sich schriftlich über ihre Einrichtungen zu äußern. Er tat es, und zwar so, daß man den Eindruck bekommt, der Großmeister habe ihm beim Schreiben über die Schulter geguckt und etwa fehlende Lobsprüche flüsternd ergänzt. Bei Rainaldus findet man das günstige Zeugnis des Ungarenkönigs:

Als wir,  
dort beherbergt,  
sahen,  
eine ungezählte Schar von Armen  
tagtäglich abg gespeist  
und Tag um Tag am Leben erhalten  
die müden Glieder der Ermatteten  
in Betten  
und an mannigfaltiger reichlicher  
Nahrung  
sich erholten,  
wie die Leiber der Gestorbenen  
mit gebührender Ehrfurcht  
bestattet werden ...

Cum  
illic hospitati  
videremus  
innumerum pauperum caetum  
diurno pastu  
quotidie sustentari  
fessos languidorum artus  
lectisterniis  
variisque ciborum copiis  
  
refici,  
mortuorum corpora  
cum debita veneratione  
sepeliri ...

Papst Honorius III. vernimmt ein Gemunkel, das eben durch alle Länder läuft: die Templer und Johanniter hätten große Kreuzzugsgelder unterschla-

gen. Er untersucht die Sache und findet die Kreuzritter unschuldig; er schreibt:

wir wollen und schreiben vor  
daß ihr  
sie  
als wahre  
Christusstreiter  
und ausgezeichnete  
Verfechter des christlichen Glaubens  
euch bemüht  
zu ehren, zu lieben und zu begünstigen  
und sie in dieser Hinsicht für unschuldig erklärt.

Volumus et praecipimus  
ut  
eos  
tanquam veros  
Christi athletas  
et praecipuos  
christianae fidei defensores  
studeatis  
honorare, diligere, ac fovere  
eorum super hoc declarantes  
innocentiam.

Weniger Glauben fanden die Johanniter 1238 bei Gregor IX., der ihnen schrieb: «Wir haben es schmerzlich empfunden, als wir vernahmen, daß ihr in euren Häusern Frauen von tadelhafter Lebensweise zurückhaltet, mit denen ihr auf unordentliche Weise zusammenlebt; daß ihr ferner das Armutsgelübde nicht mehr strenge haltet und daß es Einzelne unter euch gibt, die große Eigengüter besitzen; daß gegen jährlichen Tribut ihr ohne Ansehen der Person alle diejenigen schirmt, die in euren Bund aufgenommen sind (confrérie); daß unter diesem Vorwand eure Häuser Dieben, Mördern und Ketzern Unterschlupf gewähren; daß ihr dem Interesse der lateinischen Fürsten zuwider Waffen und Pferde geliefert habt an Watas, den Feind Gottes und der Kirche; daß ihr Tag für Tag etwas an den Almosenbeträgen beschneidet; daß ihr die Testamente derer, die bei euch sterben, abändert. Ja, man behauptet sogar, daß mehrere unter euren Brüdern der Ketzerei verdächtig sind. Ich gebe euch drei Monate Zeit. Könnt ihr bis dahin nicht selber Ordnung schaffen, so schick ich euch den Erzbischof von Tyrus auf den Hals, um euch an Haupt und Gliedern zu reformieren.»

Von einzelnen Johannitern werden andererseits rührende Züge tiefer, den ganzen Menschen erfassender Religiosität erzählt. Aber es gibt im Johannsorden auch Härte, nicht nur gegen die Feinde. Auch eigene Kämpfer, die in Gefangenschaft geraten, gelten für den Orden als tot. Erst der Großmeister Pierre de Villebride wagte davon eine Ausnahme zu machen. Die Tot-Erklärung war vorher als disziplinarische Maßregel, als Strafe gehandhabt worden. Somit ging man von der Annahme aus: wer in Gefangenschaft gerät, ist ein Feigling.

Die Disziplin scheint doch nicht so sehr zusammengebrochen zu sein, wie es Honorius dem Dritten ins Ohr geflüstert wurde. Als der französische Geschichtsschreiber Joinville im Gefolge des Königs Ludwig von Frankreich bei den Johannitern in Palästina zu Besuch weilte, beobachtete er, wie sämtliche Brüder wegen Ungehorsams vom Großmeister verurteilt wurden, auf dem Boden, jeder auf seinem Mantel sitzend, die Mahlzeiten einzunehmen, und daß die Brüder diese Strafe ohne Murren, selbst vor Zeugen, auf sich

nahmen. Mehr als dieser Mönchsgehorsam imponiert uns natürlich der Gehorsam des Kriegers bis zum Tode: bei der Belagerung von Assur wird erzählt: «Der Großmeister hatte außer der Besatzung 90 Johanniter dorthin gelegt; diese ließen sich alle nacheinander in den verschiedenen Attacken des Belagerers töten. Die Krieger des Sultans konnten nur über Leichen in die Festung einziehen.

Und doch sollte der ganze Kampf umsonst gewesen sein. Zuerst werden sie aus Jerusalem vertrieben und zuletzt auch aus Akka. Das hl. Land ist ihnen fürderhin verschlossen. Der Sudan, d. h. der Hausmeier des ägyptischen Kalifen, ging darauf aus, den Christen des Westens die Hoffnung auszutreiben, sich je wieder in Akka festzusetzen. Die letzten Momente der Belagerung von Akka sind in lebhafter, zeitgenössischer Schilderung erhalten: «Die Heiden, das Schwert in der einen und eine Leiter in der andern Hand traten an zur Eskalade. Die Mauern von Akka waren in kurzem besprenkelt mit Soldaten, die daran hochzukommen suchten; aber diese Mauern, unten hölzern, waren unterminiert. Die ganze Stadtmauer stand auf schwachen Füßen. Der Turm von Akka aber brach unter fürchterlichem Krachen zusammen und begrub unter seinen Trümmern Heiden und Kreuzritter. Die Frauen und Töchter von Akka hatten sich in diesen Turm eingeschlossen und stürzten in dasselbe Grab, noch froh, wenigstens auf diese Weise der sarazenischen Roheit zu entgehen. Ein ganzes Frauenkloster fand den sichern Tod dadurch, daß alle Nonnen sich Nasen und Wangen blutig schnitten und verstümmelten und so durch diesen grauenerregenden Anblick die Sarazenen bewogen, ihre Opfer — nur — zu massakrieren. Mehr als 60 000 Personen sind in Akka entweder umgekommen oder von den Heiden zu Sklaven gemacht worden.»

Sultan Saladin wollte den Christen des Westens alle Hoffnung nehmen, diese Stadt je wieder zu bewohnen. Darum ließ er Akka, Tyrus, Sidon und die andern Küstenstädte schleifen. Was an Johannitern blieb, an Templern und an Deutschrittern in einigen Schlössern im Lande herum, welche die letzten Stützpunkte darstellten, drängte der Küste zu, um sich nach Kypros einschiffen zu lassen. Man wollte so nah wie möglich bei Palästina bleiben, weil man die Hoffnung einer Rückkehr noch nicht aufgegeben hatte. Die Johanniter erhielten als Wohnort Limisso angewiesen, als Asyl gegen die Sarazenen. Es war ein rührendes Schauspiel, diese braven Ritter aussteigen zu sehen, ganz bedeckt mit Wunden, in einer Haltung, welche der Schicksalswendung entsprach, niedergedrückt vom Gedanken, den Verlust des hl. Landes überhaupt überlebt zu haben.

Damit schließt sich der Lebenskreis, den sich die Gründer und Träger des Ordens gezogen hatten. Eine schöne, eine idealistische, aber auch eine auf die Dauer unmögliche Aufgabe war tapfer, hartnäckig, des eigenen Lebens nicht schonend durchgeführt worden. Ein Heldenzeitalter war zu Ende.

Die Johanniter, welche sich an die Küste von Cypern gerettet hatten, konnten noch nicht weit in die Zukunft sehen. Sie waren ohne Gut, ohne Ob-

dach, ohne Nahrung, und mehr als die Hälfte von ihnen auch ohne Hoffnung. Aber nicht lange. Der König von Cypern wies ihnen die Stadt Limisso zum Wohnsitz an, mit der Weisung: helft euch selbst! Das taten sie auch. Schon wenige Jahre nachher finden wir sie nicht nur wohl installiert, sondern bereits wieder — reformbedürftig. Eine gewisse Üppigkeit hatte wieder Platz gegriffen und sollte in zwei aufeinanderfolgenden Kapiteln auf ein geringeres Maß reduziert werden. Es wurde bestimmt: kein Johanniterritter dürfe mehr als drei Pferde in seinem Dienst haben. Das Lederzeug der Pferde dürfe weder mit Gold noch mit Silber beschlagen sein. Das Schuldenmachen wurde verboten.

Wie war es möglich, in so kurzer Zeit hochzukommen? Man hatte ja mehr Schwerverletzte und Todeskandidaten bei sich als Gesunde. Den Aufschwung führte der Großmeister Jean de Villiers durch eine Neurekrutierung herbei, indem er aus den europäischen Ordensprovinzen, wohl auch aus Thunstetten, willige Rekruten kommen ließ. Jeder verließ freudig Vaterland, Vaterhaus oder Komturei. Keiner klagte, sein Geld reiche nicht zur Reise nach Cypern. Alte und Junge machten sich auf dem Land- oder Seeweg auf nach der Insel. Und bald herrschte lebhafter Ankunftsverkehr in den Häfen von Kypros.

Zuerst war es eine ernste Frage, wie man sich in der verlassenen und von Korsaren halb zerstörten Stadt wohnlich einrichten könne. Trotz der großen Schwierigkeiten wurde der Vorschlag, nach Italien überzusiedeln, mit Ent-rüstung zurückgewiesen. Ja, man begann sogar gleich wieder mit der Her-bergstätigkeit: Arme und Pilger sollten auch auf Kypros der Wohltaten der Johanniter teilhaftig werden. Die Schiffe, welche die Johanniterritter hergebracht hatten, sollten zu Geleitschiffen für Pilger werden. Denn trotz des Verlustes Jerusalems floß der Pilgerstrom unaufhaltsam dem hl. Grabe zu. Mit diesen Schiffen holte man die Pilger von den verschiedenen Meeres-küsten ab, führte sie ans Gestade Palästinas und geleitete sie von da später wieder zurück, der Heimat entgegen. Die Korsaren versuchten nach wie vor, die Pilgerschiffe abzufangen, stießen aber jetzt auf Spielverderber, die ihnen nicht nur das Gut der Pilger vorzuenthalten wußten, sondern auch auf den Piratenschiffen selbst reiche Beute machten, mit der sie ihre Flotte und den ganzen Geleitsdienst emsig ausbauten.

Melech Seraph, Sudan von Ägypten (Hausmeier), der Johanniter alter Feind, hatte vor, sie auch auf cyprischem Boden nicht in Ruhe zu lassen. Er rüstete eine Flotte, um sie zu vertilgen. Doch ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, starb er in einer Schlacht.

Die reiche Beute, welche die Johanniter den Korsaren abjagten, führte zu etwelchem Kleider- und Speiseluxus in Limisso. Er wurde in einem Generalkapitel abgestellt.

Aber der Aufenthalt auf Cypern wurde für die Johanniter immer ungemütlicher. Der König von Kypros zeigte sich hart gegen sie, verweigerte ihnen die Bewegungsfreiheit und die Benützung eines Hafens; ohne solchen war

die Geleitstätigkeit unmöglich. Eine rechte Basis für die Jagd auf Korsaren fehlte.

So hielt der Großmeister Umschau nach einem neuen Wohn- und Stützpunkt. Immer mehr konzentrierten sich seine Wünsche auf

### Rhodos.

Eine Erkundungsfahrt zeigte ihm, daß an eine Eroberung noch nicht zu denken war. Man fühlte sich zu schwach. Der Großmeister (Guillaume de Villaret) dachte eben daran, sich an den Papst zu wenden, der ihm die fehlenden Streitkräfte beschaffen sollte. Da kam Krankheit über ihn und ein rascher Tod. Der Nachfolger Foulques de Villaret, der Bruder des Verstorbenen, setzte sich sofort auf eine Galeere und fuhr nach Frankreich zum Papst und zum König, um Sukkurs zu holen, der prompt versprochen ward.

Dann reist der Großmeister mit der ganzen Kriegsausrüstung nach Konstantinopel, ersucht den Kaiser Andronikos um Belehnung mit Rhodos, wird höhnisch abgewiesen und fährt nun ohne des Kaisers Segen nach Rhodos, landet, besiegt den schwachen Widerstand der griechischen und heidnischen Insulaner und läßt seine Truppen, den Heeresproviant und seine Kriegsmaschinen ab (1306).

Rhodos ist das ganze Jahr von Rosen erfüllt. Daher sein Name. Vielleicht auch von phönikischen gezirath-rod = Schlangeninsel. Das Klima ist mild, die Luft rein, der Boden fruchtbar. Obsthaine stehen neben verlassenen Eisen- und Erzgruben.

Der Widerstand der Insulaner war nur anfangs schwach. Bald standen sie bereit zum verzweifelten Kampf um die Heimat. Die Schlacht war fürchterlich. Die Johanniter besiegten die Sarazenen; wer von diesen nicht aufs Meer floh, wurde niedergemetzelt. Die Christen schonte man.

Erst nach vier Jahren (1310) konnten die Ritter die Insel die ihre nennen. Und von da an waren die Johanniter in eine neue Phase ihres Wirkens eingetreten: sie gaben den Hafen von Rhodos für den Handel frei, und in wenigen Jahren schon war Rhodos eine der blühendsten Handelsstädte des Orients.

Johanniter und Templer waren oft als Kampfesgenossen gemeinsam gegen die Sarazenen gezogen und in Gefangenschaft geraten. Später zeigte sich und wuchs mehr und mehr, gerade in den letzten Kämpfen um das hl. Land, eine gehässige Rivalität zwischen den beiden Kriegerorden. Merkwürdigerweise wurde gerade damals bei den Päpsten in dem Sinne intrigiert, die Ritterorden, Templer, Deutschritter und Johanniter sollten miteinander verschmolzen werden. Philipp der Schöne von Frankreich (Philipp le Bel) haßte die Templer glühend. Er benützte die Gelegenheit, als einmal alle Templer zur Erholung auf den Komtureien ihre Ferien verbrachten, sie zu fangen, einzukerkern und unter Torturen verhören zu lassen. Papst Bonifaz mußte ihm dabei behilflich sein. Kurz darauf wurde der Orden einfach aufgehoben,

nachdem die besten seiner Leute auf dem Scheiterhaufen mehr oder weniger erfundene Verbrechen gebüßt.

Die Reichtümer des Templerordens aber gingen größtenteils an die Deutschritter und Johanniter über. Durch den neuen Reichtum bekam der Johanniterorden eine Bedeutung, die ihn an die Seite europäischer Souveräne stellte. Das brachte eine namhafte Lockerung der Klosterdisziplin. Vertot spricht von *plaisirs* und *débauche* besonders bei den jungen Rhodisern, wie man die Ordensleute jetzt nannte. Aber der Großmeister scheint den Jungen mit Genießermiene das Beispiel in der «Anpassung» an die veränderten Verhältnisse gegeben zu haben. Von ihm sagt Rainaldus:

Nicht	Non
zur Verbreitung des christlichen Kultes	ad proferendum Christi cultum
in Syrien	in Syriam
hatte er seinen Geist angestrengt	extulerat mentem
sondern	sed
an Genüsse verschwendet.	in delicias abiecerat.

Die seltensten Delikatessen erschienen auf seinem Tisch. Gegen ältere Ordensbrüder, die mit seriösen Anliegen kamen, war er schroff abweisend, die Ordensjugend aber umschmeichelte ihn und ließ sich von ihm — beschenken. Von den drei Hauptgelübden war in seiner Umgebung zumindest das erste aus der Übung gekommen. Daneben machte Foulques de Villaret Schulden über Schulden in des Ordens Namen. Bei seiner despotischen Schroffheit gegen die älteren Ordensbrüder wurde die ungenügende Ernährung, die er den einstigen Mitkämpfern angedeihen ließ, doppelt schwer empfunden. Der Konvent setzte ihn ab, der Großmeister appellierte an den Papst und erschien in Rom. Fast gleichzeitig traf auch sein Widersacher, der auf die Großmeisterwürde lauerte, am päpstlichen Hofe ein. Ein gewaltiger Prozeß, geführt von den gewiegtesten Advokaten der Zeit, folgte. Der Papst neigte auf Villarets Seite. Umsonst. Noch während des Prozesses siechte Villaret plötzlich dahin und starb. Und der Chronist ruft ihm nach: «seine Seele ruhe im Frieden. Amen. Sage für mich ein Vaterunser, eine Ave Maria.»

Der Nachfolger (es war nicht der ehrgeizige Widersacher Villarets) hatte viel zu tun mit der Reformierung des Ordens. Während des Großmeisters Abwesenheit hatte sich die Disziplin merklich gelockert. Wer konnte, verzog sich auf eine Komturei in der schönen Heimat und machte sich lieber mit finanzieller Propaganda als mit dem Schwert nützlich. Die Reform muß notwendig, aber auch durchgreifend gewesen sein. Denn wenige Jahre darauf stand die Johanniterei wieder im alten guten Ruf bei den hilfsbereiten Christen des Orients, und war wieder ebenso gefürchtet bei den Korsaren. Wo die Johanniterflagge mit dem weißen, durchgehenden Kreuz auftauchte, war weit und breit kein Korsarenkutter mehr zu sehen. Jetzt begann man wieder mit Armenfürsorge und Krankenpflege und fleißigem Gottesdienst.

In diese Zeit verlegt der Johanniterhistoriker Vertot die Geschichte vom «Kampf mit dem Drachen», und seine Darstellung hat wohl Schiller als Vorlage gedient. Bei Vertot ist der Drache ein Krokodil und Rhodos leidet unter einer Schlangen- und Krokodilplage. Über den Kampf selber wird weniger wuchtig als bei Schiller referiert, dafür aber schon mit französischer Freude am Detail (der Johanniter habe den Kampf mit dem Tazzelwurm an einem — Modell aus — Karton längere Zeit eingeübt mit den Hunden). Auch bei Vertot wird der Heldenkampf als Disziplinwidrigkeit vom Großmeister bestraft. Nur endet hier die Szene in endgültiger Versöhnung und Harmonie unter dem Jubel des Volkes.

Und der Reisebeschreiber Thévenot sah noch 1637 den toten Drachen über dem Stadttor von Rhodos hangen und beschreibt ihn genau nach Länge und Breite, Farbe und Form.

Seitdem die Templerkonkurrenz verschwunden ist, hört in der Kurie das Geraune über Johanniterluxus nicht mehr auf: «Ihr reitet auf schönen Rossen,» schreibt Clemens VI., «eßt fein und gut, und aus Silber- und Goldgeschirr, seid prächtig gekleidet, haltet große Meute von Hunden und Schwärme von Vögeln für die Jagd, häuft Schätze auf und jagt die Bettler von der Tür, und um die schutzlosen Orientchristen kümmert ihr euch keinen Deut. Oft redet ihr recht unfreundlich miteinander, habt genug zu tun, um mit Ordensbrüdern persönliche Differenzen auszubeinlen, und merkt dabei nicht, daß die Kaplane, die für euch Messe lesen, und die Laienbrüder, die eure Stiefel putzen, nicht genug zu essen haben.»

So ist, in Tun und Lassen, in Tüchtigkeit und Genuß, die Signatur des 14. Jahrhunderts unter dem Johannskreuz. Und so ist auch die erste Hälfte des fünfzehnten.

Auch Zustandsbeschreibungen gehören zur Geschichte, nicht nur das unaufhörliche Geschehen. Aber Zustandsschilderungen rein variierend zu wiederholen, ermüdet unnötig. Statt dessen können wir uns ruhig vorstellen: 1310—1450 stabile Situation des Johannitertums, auf der Höhe des Erfolges, aber mit einzelnen Zerfallserscheinungen, Erfüllung hoher Pflichten, aber nicht mehr im hl. Lande selber, hochgesinnte Großmeister und tapfere Ordensritter, aber mit dem Anspruch ans Leben, daß Bequemlichkeit, Komfort, Erfüllung verfeinerter Lebensbedürfnisse der gerechte Lohn seien für außerordentliche Anstrengungen. Mit einem Wort: Lohn nicht mehr im Jenseits, sondern im Diesseits.

Unterdessen aber, während der 140 Jahre (1310—1450), änderte sich die übrige Welt. 1146 hatten auf Bernhard von Clairvaux' Kreuzzugpredigt tausende gerufen: Deus lo vult, Dieu le veut, Gott will es! 300 Jahre später, 1454, tönt es anders. Wieder hat ein Papst (Calixt) einem Frankenkönig (Karl dem Siebenten) einen Kreuzzug nahegelegt, ja befohlen. Der aber antwortet im Sinne neuen Zeitgeistes: «Die Zeiten sind vorbei, wo die Päpste, aus Religionseifer oder aus Politik, mühelos ans Ziel kamen mit ihren durchsichtigen

Vorwänden von Kreuzzug und Heiligem Krieg, und wo sie Kaiser und Könige jederzeit in den hintersten Orient schicken konnten.»

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts blieb das Johanniterleben nicht mehr so idyllisch. 1453 hatten die Türken Konstantinopel erobert. Seit her war ihr Vorhandensein eine ständige Drohung für den christlichen Vorposten Rhodos. Aber selbst die Miteinwohner der Insel machten den Rhodisern das Leben oft schwer. Öfters mußten sie sich hinter ihre Bastionen zurückziehen und hier ihr Leben verteidigen. Die Schilderung einer solchen Belagerung liegt vor. Sie zeigt, daß das Pionierwesen und jene Heereswaffe, die man heute Genie nennt, vorgerückter waren, als man es heute glauben würde: «Der Großmeister ward darauf aufmerksam gemacht, daß die Türken ein Detachement Janitscharen vorgeschoben hatten. Auf diese Überraschung hin läßt er die Artillerie der Auvergne-Bastion auf die Öffnung einstellen, welche die feindliche Kanone in die spanische Bastion gerissen hat. So können die Türken nicht näherkommen; und von einer andern Batterie läßt er auf die schießen, welche die Bastion besetzt hatten und sich anschickten, dort zu bleiben. Von anderer Seite dringt der Kommandeur von Bourbon auf seinen Befehl mit einer guten Truppe durch die Kasematte in die Bastion, steigt innerhalb bis auf die Plattform, um, mit dem Schwerte in der Hand, die Ungläubigen zu vertreiben. Er findet eine Anzahl Todesopfer der Kanone, den Rest haut er in Stücke, stellt die Abzeichen des Ordens wieder auf und wirft die der Türken wieder um und wendet die Artillerie dieser Bastion gegen diejenigen, welche eben durch eine Bresche eindringen wollen, welche in die Mauer geschlagen worden, da wo der spanische Posten steht. Der Aga (Türkenoberst) hielt sich dort, trotz der tapferen Verteidigung der Ritter; der Großmeister kehrt dorthin zurück an der Spitze seiner Garde und wirft sich mitten unter die Heiden mit einer Hingebung an die Sache, welche bei den Johannitern ebenso gefürchtet war wie bei den Feinden.»

Es handelt sich hier um eine Episode aus der letzten Belagerung von Rhodos, 1523. Der Ausgang der Belagerung war der, daß den Johannitern nur das eine blieb: Rhodos zu verlassen! «L'Isle-Adam, der Großmeister, hatte schon die Kapitulation unterzeichnet, als er Nachricht erhielt, der Großherr der Türken wünsche mit ihm zu sprechen. Nach schweren Bedenken entschloß er sich, ins feindliche Lager zu gehen. Man empfing ihn am Abend, nachdem man ihn lange hatte warten lassen, man hing ihm und den ihn begleitenden Rittern schöne Mäntel um und führte ihn zur Audienz beim Sultan. Dieser fand sofort Gefallen an seinem frühern Gegner und ließ ihm durch den Dolmetscher das Trosteswort sagen, daß Eroberung und Verlust der Reiche reine Spiele des Schicksals seien. Der Sultan stellte ihm vor, er, der Großmeister, sei von den lateinischen Fürsten eigentlich schmähdlich im Stich gelassen worden. Er brauche aber nur unter sein, des Türken, Gesetz zu treten, so werden ihm die schönsten Ehrenstellen der Pforte offenstehen. Der Großmeister dankte und antwortete geschickt und würdig: er würde sich der Gnade des Sultans unwürdig erweisen, wenn er das Angebot

auch nur anehmen könnte; daß aber ein so großer Fürst herabgesetzt würde durch die Dienste eines Verräters und Renegaten; er, der Großmeister, begnügte sich, Soliman zu bitten, er möchte anordnen, daß dem Rückzug der Johanniter und ihrer Abfahrt keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden.

L'Isle-Adam sah sich, durch die Janitscharen beunruhigt, gezwungen, vor dem festgesetzten Tage abzureisen. Die Abfahrt vollzog sich nachts mit einer Hast und in einer Unordnung, welche sich kaum beschreiben lassen. Nichts war rührender, als die unglücklichen Bürger mit ihren Möbeln beladen zu sehen, gefolgt von ihren Familien, zum Verlassen ihres Vaterlandes bereit. Der Großmeister allein verbarg in weiser Selbstbeherrschung seinen Schmerz; die Gefühle seines Herzens zeigten sich nicht auf seinem Gesicht, und er zeigte dieselbe Ruhe, als befahlte er die Ausfahrt eines Eskortenschiffes. Außer den Rittern ließ er mehr als 4000 Einwohner der Insel einschiffen, Männer, Frauen und Kinder, welche nicht unter mohammedanischer Herrschaft zurückbleiben und lieber mit dem Orden einem ungewissen Schicksal entgegenziehen wollten.

Die erste längere Station wurde auf Kreta gemacht. Dann zog man weiter nach Sizilien, wo die Johanniter in Messina Unterkunft fanden. Hier vertrieb sie die Pest. L'Isle-Adam brach wieder auf und nahm die Gesunden und die Verletzten, nicht aber die Pestkranken mit. Die Abfahrt geschah ebenso hastig-ängstlich wie aus Rhodos. Aber der Pestbazillus vergaß nicht mitzureisen. Man suchte reinere Luft und landete in der Bucht von Baiae. Bei Cumae schlug man für längere Zeit das Lager auf. Später wies Clemens VII., ein früherer Johanniter, seinen Bundesbrüdern die Stadt Viterbo zum Wohnsitz an und trat mit dem Kaiser in Unterhandlung wegen der Abtretung eines den Bedürfnissen des Ordens entsprechenden Waffenplatzes. Ein Resultat zeigte sich erst 1530; die Johanniter bekamen Malta und Tripolis zum Wohnort angewiesen. Aus Malta wurden sie erst von Napoleon vertrieben.

Schon am Anfang des Malteser Aufenthaltes ging nicht alles nach Wunsch. Differenzen zwischen den einzelnen im Orden vertretenen Nationen wurden mit Musketenschüssen ausgetragen. Den Großmeister, der unter die Leute wollte, um zu schlichten, ließ der Conseil vorsichtshalber gar nicht auf die Straße. An seiner Stelle schlichtete der Bailli von Manosque, ein früherer Ritter, würdig im Auftreten und diplomatisch im Reden, die größten Differenzen und veranlaßte die Parteien zur Niederlegung der Waffen.

Auch eine moralische Säuberungsaktion wurde nötig. Man wollte sich nicht vorwerfen lassen, man hege Verbrecher und Ketzer in den eigenen Reihen. Man setzte daher ein besonderes Ehrengericht ein, welches alte und neue Verbrechen ans Tageslicht zog. Man ließ von diesem Gericht einen Spanier einvernehmen, der wegen Fälschung vorbestraft war und zum Mohammedanismus übergetreten. Er hatte sogar seine eigenen Kinder an Mohammedaner verkauft. Er und eine Anzahl Johanniter, worunter einige

Würdenträger, wurden angeklagt, den Verlust von Tripolis verschuldet zu haben, und des Johanniterkleides beraubt.

Unter dem dritten Großmeister der Malteserzeit waren die Johanniter sehr unternehmend. Wie sie bisher auf dem Mittelmeer Raubzüge gegen die Seeräuberschiffe unternommen hatten, und zwar in recht kurzen Abständen, so nahmen sie jetzt auch die nordafrikanische Küste aufs Korn, um das nötige Geld und — die nötigen Galeerensklaven aufzutreiben. Folgendes geschah in der Küstenstadt Zoara: die Armee drang durchs Dunkel der Nacht, leise und in guter Ordnung, gegen die totenstill liegende Stadt. Kein Wachtposten, keine Torwache und selbst die Stadttore offen. Die Christen marschieren ungehindert ein, stellen sich auf dem Hauptplatz der Stadt auf und wecken die Einwohner durch ein Trommelkonzert. Dann verteilen sich die Soldaten auf die einzelnen Straßen, rennen die Haustüren ein, töten jeden Widerspenstigen, machen zu Gefangenen jeden, den sie unbewaffnet finden, und mit dem Säbel in der Hand zwingen sie den furchtsamen Bürger, Gold und Silber auszuliefern. Wer nichts herausgeben will oder nichts herauszugeben hat, wird gefesselt und zu den Galeeren geschleppt. Männer, Frauen und Kinder werden ihrem neuen Geschick als Galeerensklaven entgegengepeitscht.

Man weiß wohl, daß man auf türkischem Interessengebiet operiert. Plötzlich steht neben dem Ordensgeneral ein ihm bekannter Maure und flüstert: Hoher Herr, wißt ihr, daß ihr alle gefangen und in Stücke gehauen werdet? Der General der Türken, Morat Aga, der Gouverneur von Tripolis, hat sein Lager in der Nähe und ist von den erschreckten Einwohnern von Zoara zu Hilfe gerufen worden. — So war es auch. Nach kurzer Zeit standen Türken, Mauren, Johanniter und Johannitersöldner in den engen Gassen Zoaras im heftigen Handgemenge. Mit Mühe und Not brachten die Johanniter 200 Sklaven auf die Galeeren, bezahlen aber die Beute mit hoher Blutsteuer. Manchem Johanniter nützte nicht einmal sein Säbel etwas, denn die breiten, krummen Türkensäbel sind von besserem Stahl. Die Johanniter müssen viele Tote zurücklassen und zuletzt bleibt ihnen doch nur die Flucht auf die Schiffe. Das Abenteuer hat den Orden drei Viertel seiner Mitglieder gekostet.

Aber kurz darauf — offenbar hat man sich aus Europa neu rekrutiert — erzählt der Chronist wieder von hoher Blüte unter dem Großmeister Claude de la Sangle, dem 4. Maltesermeister: «Unter seiner sorgfältigen Verwaltung und beschirmt vom kräftigen Arm eines jeden einzelnen Johanniters, gelangte Malta von Tag zu Tag zu höherer Blüte, als plötzlich ein Naturereignis schwerster Art die Insel heimsucht. Ein fürchterlicher Orkan zertrümmerte große und kleine Schiffe, deren Mannschaften alle ertranken. Die Häuser am Hafen versanken ins Meer, selbst das Schloß Sant' Angelo ward erschüttert und die große Ordensfahne weit fortgeschleudert. In einer halben Stunde war das ganze Hafengebiet in einen Trümmerhaufen verwandelt.

Nach einer Stunde war der Himmel wieder klar, die Luft und das Meer ruhig. Claude de la Sangle ging sofort an die Wiederherstellungsarbeiten und

sorgte auch für das Begräbnis der 600 Todesopfer des Sturmes: Johanniter, Hafensklaven und Galeerensklaven, auf denen man noch den kurz vorher ausbezahlten Sold und die auch erst kürzlich ausgeteilten Taschenuhren fand. Die Teilnahme in den Mittelmeerländern war allgemein. Auch der König von Spanien schickte zwei neue Galeeren voll bemannt und bestückt. Aus der Provence und aus den Küstenhandelsstädten kamen Galeeren und Gallionen, die dem Orden geschenkt wurden, so daß nach kurzem die johannitische Vormacht im Mittelmeer wieder hergestellt war. Aus dieser Freigebigkeit der Mittelmeeranstößer ist zu ersehen, daß der Orden allgemein anerkannt war als die wirksamste — Mittelmeerpolizei. Aber die Aufgabe der Johanniter war nicht leicht. Der jahrhundertelange Kampf mit den Türken ward mit äußerster Erbitterung geführt. Die Festungen von Malta wurden mehrmals belagert. Bei einer einzigen Belagerung unter dem Großmeister Jean de la Valette sollen die Türken 8000 Mann verloren haben. Sie rächten sich auf unmenschliche Weise. Sie suchten unter den Opfern des Schlachtfeldes die noch Röchelnden heraus, ließen ihnen den Bauch aufschlitzen, in Kreuzesform, banden die Opfer auf Bretter, warfen sie ins Meer, das, wie erwartet, die Verstümmelten direkt vor den Bastionen der Johanniter ans Land warf.

Mehr und mehr erstrecken sich die Kämpfe der Johanniter auf das afrikanische Festland und sie lernen den Mut, die Tapferkeit und die wilde Verzweiflung der um den heimischen Boden ringenden Algerier kennen. Aus diesem Verzweiflungskampf nur ein Bild: der algerische Kommandant sieht seine Soldaten erschüttert, zur Flucht bereit, nach den Barken am Ufer schielend und hält sie nur durch Bitten und Drohungen zurück. Um jeden Gedanken an Flucht auszuschließen, läßt er die Barken fortschaffen und erklärt den Soldaten, daß es nur zwei Möglichkeiten gebe: Sieg oder Tod, und daß die Verzweiflung mehr erreichen könne, als selbst der höchste Mut. Dann zeigte er ihnen die johannitische Verschanzung als Ziel. Mit dem Säbel in der einen und einer Leiter in der andern Hand stürzten und drängten sie sich gegen die johannitischen Verteidiger. Bäche von Blut flossen durch die Schanzgräben. Fünf Stunden wurde gekämpft, aber die Algerier nahmen die Schanze und pflanzten sieben Standarten auf.

Diese sieben Standarten wirkten auf die wenigen übriggebliebenen Johanniter als eine heftige Beschämung. Der Rückstoß begann, unter dem Admiral Monté attackierten die Johanniter unmittelbar nacheinander mit Musketenfeuer, Piken, Schwertern, Dolchen. Aber die Stoßkraft der Johanniter, deren Zahl stark zusammengeschmolzen war, wäre zu gering gewesen, wenn nicht der Großmeister rechtzeitig Hilfe geschickt hätte. Ferner, niemand weiß woher, tauchte eine Schar von 200 Knaben auf, welche mit großer Sachkenntnis Schleudern gebrauchten und die Algerier mit einem Steinhaagel und mit Siegesgebrüll zurücktrieben. Der Kampf endete im blutigsten Handgemenge, und der Algerierführer war der erste, welcher das Zeichen zur Flucht gab.

Sie ließen ihn fliehen und kämpften noch so lange als die Kräfte reichten. Dann flohen auch sie auf die wieder hergeschafften Barken.

Aber dann ist eine Zeitlang wieder von afrikanischen Expeditionen keine Rede. Man hat genug zu tun, sich der Feinde in Malta selbst zu erwehren. Einmal ist sogar in höchster Not davon die Rede, einen Teil der Johanniterfestung preiszugeben, um den Rest zu retten: «In diesem gefährlichen Augenblick versammelte sich der Conseil und besprach die Situation: derjenige Teil der Festung, welcher le Bourg genannt wurde, war von allen Seiten her unterminiert, die Wehrmauern zerstört, die Zugänge dem Feinde offen. Die Mehrzahl der Großkreuzträger schlug dem Großmeister La Valette vor, den Posten zu verlassen, die Befestigungen von Le Bourg selber in die Luft zu sprengen und sich rechtzeitig auf Schloß Sant'Angelo zurückzuziehen. Der nächste Ansturm schon könnte dem Feind gelingen, und man hätte vielleicht nicht einmal mehr Zeit, sich mit Munition und Proviant, mit Greisen und Frauen auf Sant' Angelo zurückzuziehen. — Großmeister La Valette widersetzte sich energisch und beredt dem Aufgabeplan. Er erklärte, daß die Zisterne von Sant' Angelo allein nicht genügen würde und daß sie in wenigen Tagen schon verdursten oder kapitulieren müßten. «Hier in Le Bourg», sagte er, «müssen wir alle sterben oder aber die Feinde von hier aus vertreiben.» In Sant' Angelo ließ er nur wenige Soldaten, befestigte in wenigen Stunden das gefährdete Bourg aufs neue und so zweckmäßig, daß die Türken vorläufig keinen Angriff wagten. Ja, der Großmeister wagte ein Äußerstes. Die Türken hatten direkt vor Le Bourg eine Plattform hingebaut, welche sehr geeignet war, den Türken den Eingang nach Le Bourg zu verschaffen. Der Großmeister brachte es fertig, diese Plattform mit Johannitern zu besetzen, obschon man, um auf diese Plattform zu gelangen, ein großes Stück der wichtigen Wehrmauer von Le Bourg herausbrechen mußte. So aber konnte man ruhig den Sukkurs des Vizekönigs von Sizilien abwarten. Der Entsatz ließ lange auf sich warten, aber als er kam, im September 1565, war der Feind so verblüfft, daß er die Belagerung sogleich aufhob. — Damit war der Kampf mit dem Todfeind natürlich nicht zu Ende. Diese Feindschaft konnte nur endigen mit dem Verschwinden des einen oder andern Gegners.

Mit dem Jahre 1565 geht die große Linie des Ordens zu Ende. Was kommt, ist das Dasein von Epigonen, von bequemen, äußerlichen Nachahmern des heroischen Zeitalters. Das Prestige, das der Orden den Mittelmeerländern gegenüber besaß, geht langsam, aber sicher zurück. Auch im Orden selbst ist Hausstreit häufiger als früher. Die Beutemacherei auf türkischen und Seeräuberschiffen zeitigt andere Folgen als früher: 1583 bemächtigen sich die Venezianer der beiden Ordensgaleeren, weil — der Orden auf türkischen Schiffen Waren weggenommen hatten, die von venezianischen Händlern reklamiert werden. Die Insel Gozo (von Karl V. geschenkt) wird neu befestigt. Das Jahr 1585 bringt nichts anderes als Streitigkeiten über die Kompetenzen des Großmeisters in Sachen Beamtenernennung. 1586 wird den Johannitern verboten, Taschenpistolen und Stilette zu tragen (das gehöre sich

nur für Banditen und Meuchelmörder). 1589—1594 schreibt J. Bosio die Geschichte des Ordens im Auftrag des Großmeisters. 1592: Die Jesuiten etablieren sich neben den Johannitern auf Malta. 1631: Die christliche Mannschaft einer türkischen Galeere, aus lauter Sklaven bestehend, tötet den Kapitän und die Soldaten der Galeere und bringt das Schiff glücklich nach Malta. 1632: Die Galeere St. Johann versinkt an der kalabrischen Küste im Sturm. Die Mannschaft kann sich retten. Artillerie und Effekten werden später ans Land gebracht. 1639: Einige junge Johanniter verkleiden sich im Karneval als Jesuiten. Die richtigen Jesuiten beklagen sich beim Großmeister. Der läßt die Jünglinge einsperren, aber sie werden von andern befreit, gehen in die Jesuitenschule und werfen die Möbel zum Fenster hinaus. In der darob entstehenden Diskussion bringen sie den Großmeister so weit, daß er nicht nur die Möbel, sondern auch die dazugehörigen Jesuiten aus der Insel fort und übers Meer schaffen läßt. Es war höchste Zeit, fanden die Großkreuzträger und der Conseil. Sonst wäre der Großmeister noch ganz unter die Fuchtel der Jesuiten geraten. 1652: Die Galeerenzahl ist wieder auf sieben angewachsen. Im Orden tauchen auch ganz moderne Gedanken auf. 1690 macht ein Großmeister, Adrien de Vignacourt, eine Stiftung für Kriegerwitwen und -Waisen, also eine Art Winkelriedstiftung Ende des 17. Jahrhunderts. 1700: Großmeister Pérellos konstatiert, daß die Korsaren tagtäglich christliche Handelsschiffe wegnehmen, die Küstendörfer Italiens und Spaniens plündern und Sklavenjagden veranstalten. Das sei kein Wunder, sagt er, wenn die Johanniter keine Kriegsschiffe mehr unterhalten und nur noch ein einziges Galeerengeschwader besitzen. So sei keine Seepolizei möglich. Der Großmeister sammelt Geld, bestellt einen Schiffsbaumeister und läßt wieder Kriegsschiffe bauen. 1710: Hungersnot auf Malta.

Von Malta wird im vorausgehenden Jahrhundert eine Schilderung gegeben, welche die Bedeutung der johannitischen Note noch vielmehr heraushebt als die Reisehandbücher der spätern Zeit. Diese Schilderung spricht von riesigen Werken, welche noch 1832 Malta zu einer der stärksten Festungen der Welt gestempelt haben. Malta hat eine angenehme Lage. Aber sein Boden ist karg. Die Insel ist nur eine kolossale Felsenmasse: nackter Kalkfelsen mit scharfen Kanten beherrscht das Landschaftsbild. Wasser ist selten. Aber selbst einzelne Äcker sind mit Zisternen versehen. 1610—1615 wurde mit 600 Werkleuten ein Aquädukt erbaut. Das ganze Jahr hindurch herrscht eine fast tropische Hitze. Ein Teil der Insel ist vortrefflich ausgebaut. Der vorhandene Ackerbau ist das Ergebnis jahrtausendelanger Sorgfalt und Anstrengung. Felder decken die Abhänge der Hügel, terrassenförmig, oft schmal, wie Treppenstufen. Der maltesische Landmann ist sehr fleißig, aber arm. Weizen und Roggen werden in beträchtlicher Menge angebaut. Der Grundton der Landschaft ist gelb.

Das 18. Jahrhundert bringt ernsthafte Schwierigkeiten. Mit Genuesern und Venezianern kam man nicht mehr so gut aus wie früher. Die Galeeren der Handelsstädte benahmen sich oft so feindlich wie Türkenschiffe. Die

genuesischen und florentinischen Banken standen nicht mehr mit offenen Krediten zur Verfügung. Die militärische Macht des Ordens war nur noch schwach fundiert. Sonst hätte es sich auch der Sonnenkönig Ludwig XIV. nicht erlauben können, den Maltesern die Führung von Kriegsschiffen zu verbieten. Er gestattete ihnen nur noch Geleitschiffe = Konvois.

Früher einmal, als die Johanniter noch auf der Höhe ihrer Macht standen, durften sie noch die Templer beerben. Jetzt, wo ihre Macht gelähmt war, spürten sie es kaum, daß 1768 oder 1774 der Antönierorden, auch ein Ritterorden mit Pilgerpflegestatut, der Johanniterorganisation angegliedert wurde. — Von 1791 an nehmen die Schwierigkeiten täglich zu. Man sucht engen Anschluß an Rußland, dessen Zar johanniterfreundlich ist. Es ist der letzte Rettungspost, der selbst noch nach der Aufhebung des Ordens die Trümmer wird sammeln helfen. Wiederholte Anleihen in Malta und im Auslande geleiten über momentane, aber immer wiederkehrende Verlegenheiten hinweg. Denn bereits ist das Silbergerät des Palastes nach der Münze geschickt worden und man bangt um Leben und Gesundheit des letzten energischen Großmeisters. Drei Tage lang wird in der Kirche öffentlich um seine Gesundheit gebetet. Aber Rohan, der letzte energische Johannitermeister, stirbt 1796. Sein Nachfolger, der letzte Großmeister, ist ein Deutscher, der etwas rasch Karriere gemacht hat und, zur Großmeisterwürde gelangt, weder an Charakter noch an Intelligenz seine vielversprechenden Anlagen erweisen konnte. Und doch hätte es einer starken Persönlichkeit und eines opferfertigen Mutes bedurft, um den Orden noch zu retten. Denn Niedergeschlagenheit und Zwiespalt im Innern des Ordens, ein Kennzeichen der letzten zwei Jahrhunderte, untergruben noch die letzten Stützen im Innern. Äußerlich schien die Festung Malta uneinnehmbar, Batterien reihten sich an Batterien auf gleichem Niveau mit dem Wasser und in drei- und vierfacher Reihe darüber. Der Felsengrund schuf der Festung mehr Halt als Menschenwerk. Keines der Festungstore ist Menschenarbeit. Diese Tore sind in den Felsen gebrochene Gänge. Nach menschlichem Ermessen und nach dem Urteil von Festungserbauern wäre die Festung Malta uneinnehmbar gewesen, hätte nicht die Fäulnis den Kern angefressen gehabt. Das Verhängnis nahte von außen, aber nur als Veranlassung, nicht als Ursache des Untergangs.

Am 19. Mai 1798 stach Napoleon in Toulon in die See. Sein Ziel war Ägypten. Aber sein unruhvoller, doch sehr planmäßiger Geist brachte es noch zustande, noch vor der ägyptischen Expedition, nur so auf der Durchreise, einer einst großen Organisation, nur so gewissermaßen als Kraftprobe, den Todesstoß zu geben. Am 5. Juni erschien die erste Abteilung seiner Flotte vor Malta. Das Admiralschiff L'Orient mit Napoleon und Brueys verlangte Einlaß in den Hafen von Malta. Aber die Geschütze auf den Batterien befanden sich im traurigsten Zustande. Am 10. Juni bei Tagesanbruch begann das Ausschiffen der Truppen. So ratlos man auch war im Rate der Johanniter, es war doch noch eine Hoffnung vorhanden, daß Malta sich zum Widerstand aufraffte, zur einzig richtigen Haltung gegen den Usurpator, der hier, stra-

teigisch betrachtet, ein äußerst gewagtes Spiel trieb und die Partie, bei einigermaßen richtigem Verhalten des Gegners, restlos hätte verlieren müssen. Die Hoffnung Maltas stand nicht bei den Johannitern, sondern bei den Maltesern, den Einwohnern. Die Malteser haben Vaterlandsliebe und aufbrausenden Mut. Sofort blitzten die Batterien auf, aber die Franzosen besetzten alle Punkte der Küste. Die Ordensobrigkeiten waren völlig gelähmt. Kopflos schoß man von den Balkonen und aus den Fenstern auf das Malteservolk, das Widerstand gegen Napoleon verlangte. Die Jurati der Malteser, eine stadträtliche Abordnung, verlangen: entweder Malta verteidigen oder Waffenstillstand! Dieser erfolgt auf 24 Stunden. Am 11. Juni mittags sollen vier Abgeordnete mit Buonaparte verhandeln. Ransijat, der Verräter, ist dabei. Der Untergang des Ordens wird beschlossen. Die Schmach des Ordens ist besiegelt. — Am 13. Juni, abends, betritt Buonaparte maltesischen Boden. Die Kapitulation ist vollendete Tatsache. 267 Jahre 7 Monate und 8 Tage hat Malta den Johannitern gehört. Ströme von Blut sind unter den 28 Großmeistern in nötigen und unnötigen Kämpfen geflossen. Aber als es um Sein oder Nichtsein ging, gab man sich selbst auf, beinahe ohne einen Schuß zu tun. 750 Jahre lang, drei Viertel eines Jahrtausends, hat der Orden die Blüte des europäischen Adels vereinigt und ist in drei Erdteilen, in der gesamten damaligen Welt überhaupt, tätig gewesen. Der Orden stellte eine der Mächte des Mittelalters dar und war vielleicht der tätigste Vertreter der völkerverbindenden Kraft des Christentums.

Die Johanniter waren tätige Christen, aber um ein wichtiges Gebot des Gesetzes haben sie sich wenig gekümmert: du sollst nicht töten! Sie haben fremde und eigene Menschenleben gering geachtet. Aber als der Mann kam, der Europa 20 Jahre lang knechtete und unglücklich machte, und sich fast vor ihren Kanonenschlünden aufpflanzte, da haben sie die Kanonenkugel nicht abgefeuert und vor ihm die Waffen gestreckt.

Wir haben gesehen, daß die Johanniterorganisation die ganze damalige Welt umspannte, und werden uns nicht wundern, daß sie auch in der Schweiz, und auch im Kanton Bern und hier auch im Oberraargau, Wurzel gefaßt und deutliche Spuren hinterlassen hat. Noch heute weiß jedes größere Schulkind im Oberraargau, daß in Thunstetten hochgewachsene Männer bald in schwarzen, bald in roten Mänteln, weiß bekreuzt, ein- und ausgeritten sind, Großgrundbesitzer waren und ein Wort mitsprachen zum Geschick der Landbewohner. Von ihnen sind uns ungefähr 130 Urkunden, von ihnen selbst abgefaßt, von 1220—1528 hinterlassen worden. Die meisten dieser Urkunden liegen noch im bernischen Staatsarchiv.

Aus ihnen ergibt sich folgendes: die oberraargauische Komturei ist die Schöpfung eines opferfreudigen Adelskonsortiums, welches die Schicksale der Komturei durch die Generationen und die Jahrhunderte hindurch mit freundlichem Blick und tatkräftiger, generöser Hand verfolgte. Hausvertreter des Adelskonsortiums sind die oberraargauischen Geschlechter Grünenberg, Aarwangen und Luternau. — Ins Bernbiet getragen wurde die

johannitische Idee ebenfalls durch einen adeligen Landberner: Kuno von Buchsee, der bereits 1180 die erste bernische Komturei, Münchenbuchsee, gründete, welcher Gründung 1191 auf 1192 die Stiftung der Komturei Thunstetten folgte. — Die Johanniterorganisation erfreut sich im Bernbiet, wo die Leute im Mittelalter durchwegs religiös gesinnt sind, sofort ausgesprochener Beliebtheit. Zu den Beurkundungen der Johanniter drängen sich Scharen angesehener Zeugen, und Zuwendungen an Geld und Geldeswert werden eine Zeitlang große Mode. Geldsammelstellen für das Jerusalemwerk werden eingerichtet, Geldsammlungen im Lande herum veranstaltet, und selten umsonst. — Die Komtureien sind Selbstversorgungszentralen. Im Mittelalter war die Führung einer Selbstversorgungszentrale nicht denkbar ohne die Haltung von Leibeigenen, die man samt ihren Kindern als Kapital betrachtete. In den Anfangsjahrhunderten haben die Thunstetter Johanniter auch eigenhändig Landwirtschaft getrieben. — Die innere Organisation der Komturei erfolgte nach doppelter Methode. Alle prinzipiellen Fragen und die schwerwiegenden finanziellen Angelegenheiten unterstanden dem Konvent, der Gesamtheit der anwesenden Johanniter. Ihre Beschlüsse erfolgten und waren gültig nach streng demokratischem Mehrheitsprinzip. Alle übrigen Fragen, die großen und die kleinen, unterstanden, nach monarchischem Prinzip, ohne Appellationsmöglichkeit, dem Komtur. — Der wirtschaftliche Aufbau erfolgte durch Schenkungen und Käufe. Die Schenkungen waren die häufigere Form und beruhten auf religiösen Motiven. In ihnen bereits war der Gedanke des Sündenablasses enthalten. Der Gipfelpunkt des wirtschaftlichen Wohlstandes ist in das Halbjahrhundert 1251—1300 zu setzen. — Zu den Kapitalisierungsmöglichkeiten des Mittelalters gehörten auch die Kirchensätze, d. h. das Recht der Verwaltung des Kirchenvermögens und das Vorschlagsrecht bei Pfarrwahlen (die Wahlvorschläge wurden dem Bischof unterbreitet, der endgültig entschied). Solche Kirchensätze besaß man in Lotzwil, Waldkilch, Egerkingen, Ursenbach, Heimiswil und Twann. — Den Selbstversorgungsbetrieb der Komturei können wir uns unschwer als einen damaligen landwirtschaftlichen Musterbetrieb vorstellen. Denn wie Bern in Witzwil einen Musterbetrieb durchführen kann mit Leuten, die gehorchen müssen, so konnte das innerhalb der engen Grenzen des landwirtschaftlichen Könnens des Mittelalters die Komturei tun. Denn auch sie hatte lauter Leute zur Verfügung, die gehorchen mußten. — Ein geistlicher Mittelpunkt des Obergeraues war Thunstetten, und ein geistlicher Mittelpunkt des Kirchenjahres war der 24. Juni, der Festtag Johannes des Täufers, an dem das Kircheninnere im Festtagsgewande, im Glanze vieler Kerzen und goldener und silberner Gefäße erstrahlte und zu Füßen der Johannesstatue und des Marienbildes die Gläubigen knieten und ihre Gaben zurückließen. — 1320 tritt Thunstetten in die Phase des Burgrechts. Die Ritter werden zuerst Burger zu Wangen, und von 1329 an sind sie verburgrechtet mit Bern, das 1432 die Grafschaft Aarwangen erworben hat, ungefähr das Gebiet des heutigen Amtes Aarwangen, in dem Thun-

stetten liegt: damit sind die Johanniter in die Interessensphäre Berns geraten und werden es 1504, bei der «Erneuerung» des Burgrechts, zu spüren bekommen. Bei dieser Gelegenheit nämlich wurde das Burgrecht nur dem Namen nach erneuert, in Wirklichkeit aber die Johanniter ins Untertanenverhältnis versetzt. Damit beginnt die letzte, unliebsamste Phase der Komturei: die Zeit vor der Aufhebung 1528 durch den Staat Bern anlässlich der Reformation.

Die Ereignisse der Komtureizeit stellen sich in einer Zeittafel folgendermaßen dar:

- 1180 Die Komturei Münchenbuchsee wird gegründet.
- 1192 Die Johanniterkommende Thunstetten wird errichtet.
- 1238 Schirmbulle des Papstes.
- 1253 Der Kirchensatz zu Twann wird Johanniterbesitz.
- 1259 Der Kirchensatz von Lotzwil kommt an Thunstetten.
- 1260 und noch oft nachher: Zehntstreit mit St. Urban.
- 1273 Thunstetten wird Rebbesitzer zu Twann.
- 1274 Die Komturei erhält ein eigenes Siegel.
- 1315 Die Verkäufe beginnen. Auch die Thunstetter Klostermühle zu Langenthal gelangt an St. Urban.
- 1329 Burgrecht mit Bern.
- 1340 Die Komturei kauft wieder.
- 1345 Thunstetten kauft den Kirchensatz zu Rohrbach.
- 1432 Einverleibung der Grafschaft Aarwangen.
- 1453 Thunstetten verkauft fortwährend.
- 1466 Die Thunstetter Johanniter haben ein Haus zu Bern.
- 1479 Bern muß Ordnung schaffen.
- 1481 Die Komturei betreibt in Bern ein Ablaßbureau.
- 1504 Die Thunstetter Johanniter werden zu Untertanen erniedrigt.
- 1528 Die Komturei wird vom Staat Bern aufgehoben.

Aus den Urkunden geben wir einige typische Textproben:

### 1. Die Thunstetter Klostermühle wird verkauft.

Es ist interessant, in welch wohlgesetztem Latein die Thunstetter Johanniter dieses für sie nicht sehr freudige Ereignis der Mitwelt verkündigt haben:

<p>Wir also          Bruder Erbo der Komtur          des Hauses zu Thunstetten          Johanniterordens          zur Jerusalemshergberg          Konstanzer Bistums          begehren kundzutun          den Lesern dieser Urkunde          und denen die sie vorlesen hören          allen          daß</p>	<p>Nos igitur          frater Erbo Commendator          domus in Tungsteten          ordinis Sancti Johannis          hospitalis Jerosolimitani          Constantiensis Dyocesis          notum fieri cupimus          presentium inspectoribus          et auditoribus          universis          quod</p>
---	--

aus offenkundiger Nützlichkeit  
und dringender Notwendigkeit  
für besagtes Haus  
welche  
auf keinem andern Weg  
günstiger  
konnte berücksichtigt werden  
in gemeinsamer und wohlbedachter  
Überlegung  
unsere Mühle  
gelegen zu Langenthal  
mit den Speichern  
die dazu gehören  
von alters her  
zu öffentlicher Versteigerung gebracht  
die uns als Eigentum gehörte

nach Aufsetzung eines feierl. Vertrages  
haben wir verkauft und abgegeben  
in freihändigem Verkauf

und zu freiem und ungestörtem  
dauerndem Besitz  
mit den Rechten, Nutzungen und  
Erträgen

allen  
die zur Mühle  
und zu den Speichern  
gehören  
den Klostermännern  
dem Herrn Abt  
und dem Konvente  
des St. Urban-Hauses  
Zisterzienser-Ordens  
Konstanzer Bistums  
um 30 Pfund  
kursfähiger Münze  
die  
von ihnen  
ausbezahlt  
und zwar vollständig  
wir empfangen haben  
und  
zum offenbaren Nutzen des Hauses  
verwendet haben.

propter evidentem utilitatem  
et urgentem necessitatem  
dicte domus  
que  
nullo alio modo  
commodius  
poterat relevari  
communi et deliberato consilio

molendinum nostrum  
situm in Langaton  
cum areis  
ad ipsum pertinentibus  
ex antiquo  
publice vendicioni expositum  
quod ad nos jure proprietario  
pertinebat  
solempni stipulatione adhibita  
vendidimus ac dedimus  
nomine libere venditionis  
habendum  
ac libere et quiete in antea in  
perpetuum  
cum iuribus, utilitatibus et usibus

universis  
ad predictum molendinum  
et areas  
pertinentibus  
viris religiosis  
domino Abbati  
et Conventu  
domus Sancti Urbani  
Cysterciensis ordinis  
predicte Constantiensis dyocesis  
pro triginta libris  
currentis monetae  
quas  
ab eis  
numeratas  
et integre  
recepimus  
et  
in utilitatem dicte domus conver-  
timus evidentem.

Es wird unfreiwillig verkauft. Leider ist es diesmal nicht irgendein abgelegenes Gütlein im Luzernischen oder ein entbehrlicher Rebberg am Bielersee. Diesmal ist es abträgliches und lebensnotwendiges Gut. Wer zu seinem Betrieb eine Mühle brauchen kann, der baut und betreibt sie lieber selber, als daß er den Müller bereichert. Und der Anstoß zu diesem Verkaufe scheint nicht von St. Urban ausgegangen zu sein, sondern war begründet in einer richtigen Geldnot Thunstettens, was auch vom Komtur kleinlaut zugegeben wird.

Gleich aus dem nächsten Jahre besitzen wir 2. ein Pflichtenheft für **Rebknechte in Twann**. Es lautet: Ich Bruoder Erbo von Rumersheim comendür des huses von Thüchstetten in Kostenzer Bistum tuon kunt allen den die diesen brief ansehent oder hörent lesen das ich han mit rate unser bruoder von Thunchsteten gelühen Chunrat Rowelin und Wernhern Kechun sinem bruedere unsern wingarten ze Twanne, der da heisset der Lang-wingartu, und das Kroslin, und du verger, mit solichem gedinge, das uns sullen geben den halpteil, der drufe wirt von wine und von birn und von nussen, oder swas fructe drufe wirt, und sullen ir teil ir wins mit unserm teil in ünser trotten antwurten und sullen da teillen, swen er getrottet wirt; und will der comendür von Thunchsteten und die brüedra ir teil ir wines behaben umbe kouf, den sullenz ime lassen, als er denne giltet in dem tale, weder der beste noch der ergste. Sie sullen alle jar eines phuntz wert mistes tun in die vorgeante wingarten, da si sin alrbeste bedürfen, und sullen den mist nicht in den wingarten tragen, in haben êgesehen unser botten, die wir dar zuo schicken, ub er eis phuntz wert si oder nicht. Sie sullen ouch disen vorgeanten wingarten recht und nüzlich süberen beide ze holze und ze wine, unverderblich. Sie sullen ouch hachken und ruoren und jetten ze rechter zit und reinlich ...

Aus einer andern Urkunde gebe ich einige kurze Proben, weil sie die Tatsache erhärtet, daß die Thunstetter Johanniter um 1480 ein richtiges **3. Ablassbureau** betrieben haben. Bruder Niklaus Model, Statthalter des Hauses Buchsee, zum Kommissär bestellt, wendet sich an unseren in Christo geliebten adligen Ludwig von Dießbach und wünscht ihm ewiges Heil im Herrn salutem in domino sempiternam. Es ergibt sich aus deiner Hingebung, mit der du die römische Kirche verehrst, und dich freigebig erweisest, daß wir dein Ansuchen, besonders was den Gewissensfrieden und dein Seelenheil angeht et anime tue salutem respiciunt erhören wollen. Daher erlauben wir dir, daß du irgendeinen geeigneten und klugen Weltpriester oder beliebigen Ordens Klostergeistlichen zu deinem Beichtiger erwählst, der nach sorgfältiger Abhörung deiner Beichte für die von dir irgendwie begangenen Verbrechen, Ausschreitungen und Vergehen, mögen sie noch so schwer und gewaltig sein, dir Absolution erteilt und heilsame Buße auferlegt. Und von allen deinen Sünden ac omnium peccatorum tuorum, über die du herzlich zerknirscht und in der Beichte geständig sein wirst, soll er dir einmal im Leben und einmal

im Todesstündlein völligen Erlaß und Schenkung der Strafe nach päpstlicher Machtvollkommenheit, erteilen können. Gegeben zu Bern 1481.

Was taten die Johanniter in Thunstetten? Wir wissen lange nicht alles. Dagegen können wir aus dem geographisch weiten Interessenkreis schließen, daß lange nicht immer alle Brüder in Thunstetten weilten, landwirtschaftliche Arbeiten überwachten, der Messe beiwohnten und an Festtagen den Gottesdienst mit ihrem Gesang verschönerten. Die Johanniter waren viel unterwegs und dies immer zu Pferde. Ich möchte nun versuchen, rein und ausschließlich nach den Quellen ein etwas anschauliches Bild zu entwerfen, wie eine solche Reise ordnungsgemäß vor sich ging. Die Johanniter hatten in Klingnau-Rheinfeldern ein angegliedertes Bruderhaus, ferner ein Haus in Biel. Wie gelangte nun ein Thunstetter Ritter nach Klingnau? Der Anfang der Reise war gut. Wer aus der Komturei Thunstetten nach Norden ausritt, konnte sich zunächst in den Johanniterscheunen von Schoren gütlich tun und verproviantieren, in Langenthal einige fällige Zinse, Bargeld, Hühner und Eier einkassieren und, bis 1315 wenigstens, in der Mühle zu Langenthal sich einige frische Laibe Brot auf den Sattel packen lassen, dann aber war es für eine Zeitlang vorbei. Nach zweistündigem Ritt stand es einem frei, beim befreundeten Propst in Zofingen einzukehren und hierauf Staffelbach zuzutragen, wo sicher auch wieder Speis und Tranksame gratis aufgetischt wurde. Auch gab es Zeiten, wo man mit dem manchmal etwas erbostenen Johannes von Endevelt in Aarau und Brugg ganz gut verkehren konnte. Dann aber mußte man seinen Mut zusammeneheben und auf völlig fremden Straßen über die Stafellegg oder den Bötzbühl ins Fricktal einbiegen.

Auch zum Twanner Rebbesitz hinüber war der Pilgerweg nicht allzu beschwerlich. Nach den Verproviantierungsetappen Schoren und Langenthal ward bald die Burg Aarwangen erreicht, wo der reiche Walter von Aarwangen und nach ihm sein Sohn mit ihren gastfreundlichen und klosterfreundlichen Burgfrauen aus edlem Stande hausten. Dann ritt man über die Brücke, ohne den üblichen Reichszoll zu bezahlen, und trabte durch den langen Wald Niederbipp zu, in dessen Nachbarort Waldkilch, bei dessen Pfarrer sie als Kassiere des Kirchenvermögens im Pfarrhaus wohl gelitten waren und sicher nicht hungrig und durstig von dannen ziehen mußten. Dann wurde die nächste Etappe Egerkingen aufs Korn genommen, wo die Verhältnisse ganz gleich lagen. Von Egerkingen war es für einen wackeren Reiter nicht mehr so weit bis Solothurn, wo man mit den wohlgenährten Domherren zu Zeiten auf nicht schlechtem Fuße stand und wohl aufgehoben war. Von hier waren es 30 Kilometer bis Biel, wo ein Johanniterhaus stand, nicht mit residierenden Rittern, doch aber mit einem Hausverwalter, dem die Leitung des Weinhandels und der Weintransporte oblag und der auch verpflichtet war, die durchreisenden Johanniter sachgemäß zu verpflegen. Von hier aus genügte ein einstündiger Ritt am Seegestade, um in Twann zu sein, wo ein Imbiß mit Käse, Brot und Wein wartete. Wahrscheinlich hat auch in Twann ein Johanniterhaus gestanden, wenigstens ein Trüel.

Auf weitere Textproben muß hier verzichtet werden. Sollte aber jemand über irgendeines der gestreiften Themata weiteren Aufschluß aus dem vorhandenen Urkundenmaterial wünschen, so sei er auf das Heimatbuch von Thunstetten verwiesen, das demnächst erscheinen wird.

Die Johanniter haben sich, mitten aus der mittelalterlichen Welt heraus, eine schöne, schwere und große Aufgabe gestellt und haben sie mit Einsatz der ganzen Persönlichkeit, mit den schwersten Opfern an Gut und Blut, weitgehend gelöst. Die Wechselfälle des Palästina-Krieges haben aber zuletzt zu einem für die Kreuzfahrer und für die Ritterorden wie für die abendländische Kirche überhaupt negativen Resultat geführt: das hl. Land mußte den Ungläubigen wieder preisgegeben werden. Die Johanniter haben aber dann gleichwohl unentwegt weiterzuarbeiten versucht. Sie haben den Pilgerschutz auch von Cypern, Rhodos und Malta aus tatkräftig durchgeführt mit Mitteln, die durchaus nicht immer christlich waren, aber was sie in allen ihren guten Zeiten — die letzten waren gar nicht gut — auszeichnete, war eine bei Christen und Heiden seltene Kraft der Hingabe im Gehorsam an eine Aufgabe reiner Nächstenliebe.